

Hartmann von Aue  
**Ereck**



Hartmann von Aue

# Ereck

---

Textgeschichtliche Ausgabe mit Abdruck sämtlicher  
Fragmente und der Bruchstücke des mitteldeutschen  
,Erek‘

Herausgegeben von  
Andreas Hammer, Victor Millet  
und Timo Reuvekamp-Felber

unter Mitarbeit von  
Lydia Merten, Katharina Münstermann  
und Hannah Rieger

**DE GRUYTER**

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

ISBN 978-3-05-006385-0

e-ISBN (PDF) 978-3-05-009551-6

**Library of Congress Cataloging-in-Publication Data**

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2017 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Dörlemann Satz GmbH & Co. KG, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

☼ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

## Vorwort

Die vorliegende Ausgabe wurde in hohem Maße aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Für diese finanzielle Unterstützung, die unsere Arbeit und Edition erst möglich gemacht hat, danken wir der Deutschen Forschungsgemeinschaft ebenso wie für den großzügigen Druckkostenzuschuss. Bei der Einrichtung der Arbeitsstelle in Santiago de Compostela war der Beitrag der Landesregierung von Bedeutung (Xunta de Galicia, 10PXIB204194PR). Zu danken haben wir auch dem Verlag Walter de Gruyter und seinem Lektor Jacob Klingner, der die ursprünglichen, mit Heiko Hartmann und dem Akademie-Verlag getroffenen Vereinbarungen bereitwillig übernommen hat.

Großen Dank schulden wir außerdem Ines Hansen, Hartmut Hombrecher und Maria Arce für ihre Mitarbeit und Mühe.

Kiel, München, Santiago de Compostela im April 2016

Die Herausgeber



# **Inhaltsverzeichnis**

**Vorwort — V**

**Einleitung — IX**

**Überlieferung — XXIX**

**Editionsprinzipien — XXXV**

**Ereck — 1**

**Anhang — 569**

**Kommentar — 589**

**Literaturverzeichnis — 627**



# Einleitung

Der Ereck-Roman Hartmanns von Aue, der nach einer französischen Vorlage von Chrétien de Troyes etwa im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts entstanden ist, gilt als die erste deutschsprachige Artusdichtung. Die zeitgenössische Wirkung, die sich in der fruchtbaren Kontinuität der Gattung, in Zitate und Anspielungen in Werken des Hoch- und Spätmittelalters und in Anerkennung von Dichterkollegen spiegelt, war groß. Auch die Germanistik hat der literaturgeschichtlichen Bedeutung, die einer solch innovativen Leistung im mittelhochdeutschen Sprachraum – seiner Vorreiterrolle als erster deutschsprachiger Artusroman – zukommt, hohe Bedeutung beigemessen und dem Werk in Forschung und Lehre seit jeher einen hohen Rang eingeräumt. Angesichts dieser Wertschätzung nimmt sich die Überlieferung des *Ereck* geradezu gegensätzlich aus. Der einzige nahezu vollständige Textzeuge ist bis heute das von Kaiser Maximilian I. in Auftrag gegebene *Ambraser Heldenbuch*, das der Zöllner Hans Ried in den Jahren 1504–16 nach älteren Handschriftenvorlagen angefertigt hat. Der unikale Überlieferungszeuge stammt somit aus der Frühen Neuzeit und ist über 300 Jahre nach der Entstehung des Werkes entstanden. Nur ein paar Fragmente zeugen von einer früheren Überlieferung: zwei davon stammen noch aus dem 13., eines aus dem 14. Jahrhundert; ihr Text läuft zu dem des *Ambraser Heldenbuchs* parallel. Darüber hinaus existieren Fragmente, die einen *Ereck*-Text bieten, der nicht mit dem Hartmanns übereinstimmt – es scheint also noch eine zweite Version dieses Stoffes gegeben zu haben, von der aber so gut wie nichts mehr erhalten ist.

Zur prekären Überlieferungssituation trägt ebenfalls bei, dass auch der Textbestand im *Ambraser Heldenbuch* offenbar nicht ganz vollständig ist. Es findet sich sowohl im Anfangsteil (nach V. 994) wie in der Mitte der Erzählung (nach V. 5616) jeweils eine Stelle, in der eine kleinere Partie Text ausgefallen zu sein scheint; die spätere Stelle wird teilweise durch die Wolfenbütteler Fragmente W III–VI gedeckt, die frühere durch keinen der Textzeugen. Zudem ist der Anfang der Erzählung anders gestaltet als in der französischen Vorlage. Der Haupthandlung des *Ereck* geht im *Ambraser Heldenbuch* eine dort nicht enthaltene Erzählung um eine Tugendprobe am Artushof voraus, die dann übergangslos in die Ereck-Handlung, wie sie bei Chrétien steht, mündet. Die Forschung hat bisher stets erst an dieser Stelle den Anfang von Hartmanns Erzählung ansetzen wollen und den Verlust eines Prologs und des Handlungsauftaktes vermutet, da alles andere nicht mit Chrétiens Vorlage vereinbar wäre. Mit dieser Ausgangssituation muss sich also die *Ereck*-Philologie auseinandersetzen und auf die Fragen Antwort geben, welche ihre Prinzipien und ihre Grenzen sein müssen, wo der Roman beginnt und welchen Aussagewert der Ambraser Text sowie die Fragmente haben können.

## 1 Prinzipien und Grenzen der *Ereck*-Philologie

Der außerordentliche Stellenwert von Hartmanns *Ereck* in der Literatur des Mittelalters und insbesondere in der germanistischen Mediävistik zeigt sich nicht zuletzt daran, dass dieses Werk derzeit in drei unterschiedlichen Ausgaben – einer kritischen Edition und zwei Leseausgaben – präsent ist.<sup>1</sup> Allen dreien liegen jeweils eigenständige Editionsprozesse zugrunde, sie unterscheiden sich darum auch in einigen Details, grundsätzlich jedoch präsentieren sie alle einen Text, den es so vermutlich gar nicht gegeben hat: Sie übertragen den überlieferten *Ereck* des *Ambraser Heldenbuchs* in ein normalisiertes Mittelhochdeutsch, eine Kunstsprache, die auf ein Postulat der Philologie des 19. Jahrhunderts zurückgeht.

Als Moriz Haupt 1839 die erste Edition des *Ereck* vorlegte, war die Überlieferungslage zwar noch dünner, stellte aber dennoch die damals erst im Anfang stehende Textkritik vor erhebliche Probleme. Bekannt war bis dahin einzig das *Ambraser Heldenbuch*, eine Sammelhandschrift hochmittelalterlicher volkssprachiger Literatur, die 25 literarische Werke vereint, welche allesamt ins 12./13. Jahrhundert datiert werden (darunter höfische Dichtung, Artusromane, Heldenepen sowie Versnovellen) und von denen fünfzehn unikal dort überliefert sind. Es ist *communis opinio* der Forschung, dass Hans Ried für seine Arbeit generell auf gute bis sehr gute Vorlagen zurückgreifen konnte, obwohl diese in keinem Fall bekannt oder erhalten sind.<sup>2</sup> Der *Ereck* bildet darin den Abschluss eines Komplexes von Texten aus dem Œuvre, das offensichtlich Hartmann von Aue zugerechnet wurde. Da aber Hans Ried seine Texte bei der Abschrift den sprachlichen und stilistischen Gepflogenheiten des 16. Jahrhunderts angepasst hat,<sup>3</sup> ist es kaum verwunderlich, dass eine Editionsphilologie, die in ihrem Ideal dem Original des Dichtergenies möglichst nahezukommen trachtet, im *Ambraser Heldenbuch* einen äußerst unzuverlässigen Textzeugen sah.<sup>4</sup> Um dem

---

1 Es sind dies: GÄRTNER 2006; SCHOLZ 2004; MERTENS 2008a. Die Ausgabe von OKKEN 2000a ist im Selbstverlag erschienen und daher kaum zugänglich.

2 Vgl. zuletzt die Darstellung und genaue Handschriftenbeschreibung von SCHUBERT 2008. Eine ausführliche Beschreibung der Überlieferung sowie eine computergestützte Analyse der Ambraser *Ereck*-Handschrift bietet EDRICH-PORZBERG 1994. Vgl. ferner JANOTA 1978. Die Anzahl der Texte und Unika hängt von Diskussionen über die Zusammengehörigkeit von Texten ab, wie hier in unserem Fall dem *Ereck*- und dem sog. *Mantel*-Teil; dazu s. u.

3 Zu den sprachlichen Eigenheiten Rieds, die bei der Umwandlung in eine frnhd. Sprachstufe und in den Tiroler Schriftldialekt zu beobachten sind, vgl. THORNTON 1961. THORNTON kommt zu dem Schluss, dass Ried „sich stark dem Kanzleistil anschließt“ (S. 53). THORNTONS Untersuchung bietet freilich „eine zu schmale Vergleichsbasis“, wie GÄRTNER 2007, hier S. 207, bemerkt.

4 Unzuverlässigkeit warf man insbesondere auch dem Schreiber vor. Vgl. das vernichtende Urteil von SCHRÖDER 1931, hier S. 239, der Ried als nur „leidlich zuverlässigen, aber doch höchst ungleichmäßig arbeitenden Kopisten“ einschätzte, dessen „Lässigkeiten“ nicht nur bezüglich der sprachlichen Anpassungen ans 16. Jahrhundert „uns durchaus das Recht geben da einzugreifen, wo es die Kunst des Dichters zu schützen und damit seine Stellung in der Litteraturgeschichte zu festigen gilt“.

vorgeblichen Original Hartmanns gerecht zu werden, schien es der an den Prinzipien ihres Begründers Karl Lachmann ausgerichteten Textkritik geboten, zum einen die bei Chrétien nicht vorhandene Episode von der Tugendprobe mit dem zauberhaften Mantel zu streichen, zum anderen den Text des *Ambraser Heldenbuchs* konsequent in ein normalisiertes Mittelhochdeutsch zurück zu übersetzen, sprachlich und metrisch zu glätten sowie vermeintlich offenkundige Fehler des Schreibers zu verbessern. Noch hundert Jahre später drückte Albert Leitzmann, der Herausgeber der bis heute maßgeblichen Ausgabe, diese Zielsetzung folgendermaßen aus: es gelte, „alles unkraut, das die blumen der alten poesie überwuchert hat, bis zum letzten auszurotten“<sup>5</sup> – eine Aufgabe, die er allerdings selbst nicht für vollkommen machbar hielt.

An dieser Herangehensweise der Editionsphilologie an den *Ereck* hat sich bis heute wenig geändert, wie nicht zuletzt ein Blick in die kritischen Apparate der neueren Editionen zeigt: Weit über die Hälfte der Eingriffe gehen bereits auf die Erstausgabe durch Moriz Haupt zurück,<sup>6</sup> andere sind später hinzugekommen. Auf diese Weise ist ein künstlicher Text entstanden, der auf Vorannahmen, Rekonstruktionen und vielfach subjektivem Stilempfinden beruht, sich aber kaum auf die Überlieferung stützen kann – allenfalls auf die anderer Werke Hartmanns (namentlich den *Iwein*), aus denen heraus man sprachlich-stilistische Kriterien zu gewinnen hofft, während die wenigen Fragmente des *Ereck* (insgesamt zeigen sie eine Parallelüberlieferung von kaum mehr als 700 Versen) eine allzu schmale Vergleichsbasis bieten. Zwar kann durch den Fund der Fragmente aus Koblenz und St. Pölten (dazu s. u.) die Qualität und Sorgfalt des Ried'schen Textes punktuell bestätigt werden, zwar kann die erschließbare Textlücke in der Mitte der Handlung durch die Wolfenbütteler Fragmente zumindest teilweise gedeckt werden, doch bleibt das *Ambraser Heldenbuch* der bedeutendste, ja beinahe einzige Textzeuge. Allerdings handelt es sich um ein Zeugnis aus der Frühen Neuzeit, das, mit welchen Sprüngen oder Kontinuitäten auch immer, über drei Jahrhunderte Textgeschichte repräsentiert. Das macht, mehr noch

---

<sup>5</sup> LEITZMANN 1935, hier S. 149. LEITZMANN stufte allerdings die Überlieferung des Riedschen Textes als weitaus genauer ein; sein Urteil über den Schreiber des *Ambraser Heldenbuchs* fiel weniger vernichtend aus als etwa das von Edward SCHRÖDER, der Ried als „raffinierte[n] Faulpelz“ (SCHRÖDER 1931, S. 213) sah, welcher, um die Vorteile dieses Dienstes möglichst lange genießen zu können, die Fertigstellung der Handschrift immer länger hinauszögert habe. Dieses harte Urteil revidierte LEITZMANN zwar in Teilen, sah sich gleichwohl aber ebenfalls nach den Maßgaben der Textkritik immer wieder zu erheblichen Eingriffen genötigt.

<sup>6</sup> Vgl. auch die Vorbemerkung GÄRTNERS zur jüngsten Auflage: „Der kritische Text der 7. Auflage weicht nur in begrenztem Maße [...] von der Fassung ab, die Albert LEITZMANN in der Erstausgabe geboten hat“ (GÄRTNER 2006, S. XXVIII). Die Neuausgabe LEITZMANNs aus dem Jahr 1939 war die erste, die direkt die Handschrift des *Ambraser Heldenbuchs* konsultierte und sich nicht nur auf eine unsichere Abschrift stützen konnte. Dennoch folgte LEITZMANN wie selbstverständlich den textkritischen Prinzipien HAUPTs und übernahm einen Großteil der Emendationen und Konjekturen aus dessen Erstausgabe sowie aus der sich daran anschließenden Forschungsdiskussion. Zur Geschichte und Vorgehensweise der bisherigen Ausgaben vgl. den Überblick bei GÄRTNER 2006, S. XXIII–XXVIII.

als bei allen anderen Werken des Mittelalters, deutlich, dass die Rekonstruktion eines vermeintlichen ‚Originaltextes‘ faktisch unmöglich ist. Umso mehr ist es daher verwunderlich, wie beharrlich die *Ereck*-Philologie bis heute an den editionsphilologischen Prinzipien eines derartigen Rekonstruktionsgedankens festhält. Denn die apodiktische Annahme, spätere Schreibereingriffe hätten den Text zu weit von seinem Original entfernt, und der daraus abgeleitete ‚Auftrag‘ der Philologie, einen autoritären Text wiederherzustellen, konstituieren eine Position, die letztlich die eigene Rekonstruktion höher einschätzt als den tatsächlichen handschriftlichen Befund,<sup>7</sup> auch wenn die moderne Philologie die Vorgaben Lachmanns in manchen Punkten revidiert oder modifiziert hat und grundsätzlich skeptisch geworden ist, was die Möglichkeit betrifft, auf wissenschaftlich fundierter Basis am Postulat der Rekonstruktion eines überlieferungsgeschichtlichen Archetypus oder gar Originals festzuhalten.

Die Umsetzungen des *Ereck*-Textes aus dem *Ambraser Heldenbuch* in ein normiertes Mittelhochdeutsch mit ihrer Fülle von Eingriffen orientieren sich an jener Sprachform, die die einschlägigen Wörterbücher aus dem 19. Jahrhundert wiedergeben. Es darf allerdings nicht vergessen werden, dass gerade diese Wörterbücher gleichermaßen von der fraglichen Überzeugung ausgingen, es habe auch im Mittelalter eine Art beständiges Hochdeutsch gegeben, in das sich die jeweilige Dichtersprache (deren stilistische Eigenarten man ebenfalls problemlos rekonstruieren zu können glaubte) nur mit geringfügigen dialektalen Einfärbungen eingepasst hätte. Die Wörterbücher von Georg Friedrich Benecke / Wilhelm Müller / Friedrich Zarncke sowie von Matthias Lexer<sup>8</sup> fixierten ihre auf ein solches Kunstprodukt einer mittelhochdeutschen Hochsprache ausgerichteten Lemmata freilich nicht nach der Auswertung des handschriftlichen Materials, sondern nach den damaligen, der Textkritik Lachmanns verpflichteten Ausgaben mit ihren Rückübersetzungen, Normalisierungen und Konjekturen, kurzum: die Wörterbücher basieren zumeist auf Vorannahmen, welche sie aus ihrem Belegmaterial stützen wollen, das jedoch gleichermaßen auf eben jenen Vorannahmen beruht – ein Zirkelschluss.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Vgl. besonders die Überlegungen von LEITZMANN 1935. Mit welchem Anspruch die Philologie auch noch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts an diesen Maßgaben festhielt, verdeutlicht die resignierte Aussage von WAPNEWSKI 1979, S. 41: „Den tatsächlichen Wortlaut [...] wird man kaum je wiedergewinnen können“.

<sup>8</sup> BMZ: Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich BENECKE ausgearbeitet von Wilhelm MÜLLER und Friedrich ZARNCKE. Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854–1866 mit einem Vorwort und einem zusammengefaßten Quellenverzeichnis von Eberhard Nellmann sowie einem alphabetischen Index von Erwin KOLLER, Werner WEGSTEIN und Norbert Richard WOLF, Stuttgart 1990; LEXER: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Matthias LEXER. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuch von BENECKE-MÜLLER-ZARNCKE. Nachdruck der Ausg. Leipzig 1872–1878 mit einer Einleitung von Kurt GÄRTNER, Stuttgart 1992.

<sup>9</sup> Das führt bisweilen zu kuriosen Stilblüten wie dem Eintrag des Lemmas *wongezimber* im LEXER, ein Wort, das einzig auf eine Konjektur von Karl BARTSCH in dessen Ausgabe des *Partonopier* Konrads von

Daneben stehen Eingriffe aus metrischen bzw. stilistischen Erwägungen, die ebenfalls das Resultat einer Normalisierung und Rückübersetzung sind und die bis heute einen Großteil der Emendationen sämtlicher bisheriger Ausgaben des *Ereck* darstellen: Verse werden mit weiteren Füllwörtern ausgestattet, um sie einem zuvor postulierten Versmaß anzupassen, Ausdrücke, die als ‚Nicht-Hartmannisch‘ gelten, werden durch andere ersetzt.<sup>10</sup> Als besonders problematisch erweisen sich allerdings Eingriffe, die zusätzlich zu solchen Erwägungen auch inhaltliche Veränderungen vornehmen. Das zeigt repräsentativ die Diskussion um den sogenannten *saelden wec*: Während der handschriftliche Text des *Ambraser Heldenbuchs* Erecks Entscheidung, den linken Weg einzuschlagen und damit nach Brandigan und zu seinem finalen Abenteuer zu gelangen, mit den Worten *ich weste wol, der selbig weg/ gienge in der welt etswo* (V. 9502f.) erläutert (diesem Wortlaut folgen auch noch die beiden Ausgaben HAUPTS), wurde auf einen Vorschlag Fedor Bechs gegen die Lesart der Handschrift die Emendation *der saelden wec* eingeführt. Dieser Eingriff ist erst seit der Bestätigung der Ambraser Lesart durch das Koblenzer Fragment K wieder aus den maßgeblichen Ausgaben getilgt (er ist sogar noch in der 6. Auflage des kritischen Textes durch Kurt Gärtner von 1985 beibehalten worden und erst in der 7. Auflage daraus verschwunden) – nicht ohne in der Zwischenzeit erhebliche Forschungsdiskussionen ausgelöst zu haben.

Auch an anderen Stellen hat die Textkritik gegen die Handschrift Ergänzungen oder Veränderungen vorgenommen, die bis heute in sämtlichen Ausgaben des *Ereck* weitergeführt werden. Dazu nur zwei Beispiele: Die Beschreibung von Enites Pferd, ein Geschenk Guivreiz‘ im zweiten Handlungsabschnitt, nimmt großen Raum in der

---

Würzburg zurückgeht (BARTSCH 1871, V. 522) und keinen einzigen handschriftlichen Beleg im Mittelhochdeutschen hat (freundlicher Hinweis von Holger Runow). Ein vergleichbarer Fall ist auch für den *Ereck* zu verzeichnen: Im LEXER (Bd. III, Sp. 845) wird unter dem Lemma *widermüete* als Adj. nur ein Beispiel aus dem *Ereck* angeführt, ohne zu berücksichtigen, dass es sich um eine Konjektur nach der zweiten Ausgabe HAUPTS (dort V. 6347) handelt, während der Ambraser Text hier *widermût* (V. 7331) bewahrt, wie schon BECHSTEIN 1880, S. 322f., kritisch bemerkte. Das BMZ geht mit diesem Nachweis dagegen wesentlich differenzierter um (vgl. BMZ, Bd. 2, Sp. 267b). Umgekehrt hat HAUPTS Konjektur von V. 7552 *Si stünd im vil verre in sî stuont von im vil verre* dem BMZ, Bd. 2, Sp. 570, „zum Beweise der Präposition *von* bei *stân*“ (BECHSTEIN 1880, S. 325, Anm.) gedient. Zur grundsätzlichen Problematik des Konstrukts eines ‚Normalmittelhochdeutsch‘ vgl. auch KRAGL 2015.

**10** Vgl. als besonders auffällige Beispiele die Diskussion zu V. 7215 (V. 6231 der alten Ausgaben) bei BECHSTEIN 1880, S. 319–321, der die fünf damals schon vorliegenden, vom handschriftlichen Text abweichenden Rekonstruktionsversuche allesamt verwirft, um seinen eigenen, sechsten Vorschlag als „richtig Hartmannisch“ (S. 321) zu profilieren. In ähnlicher Manier MÜLLER 1862, der S. 137, bemerkt, das Wort *belangen* (V. 9388) „wird der Schwabe Hartmann schwerlich gebraucht haben“. Für weitere Beispiel vgl. u. a. PFEIFFER 1859, S. 206 (zu V. 3180), S. 215 (zu V. 4842), S. 221 (zu V. 6842ff.) u. ö. Am deutlichsten formuliert diese Haltung vielleicht LEITZMANN 1935, der nicht nur im *Ereck*, sondern auch im *Parzival* bereit ist, Konjekturen zu setzen, „selbst auf die Gefahr hin, wolframischer als Wolfram gewesen zu sein“ (S. 230).

Erzählung ein. Die Darstellung des kunstvollen Sattels wird, folgt man den bisherigen Ausgaben, folgendermaßen eingeleitet:

ez hete geworht vil manegen tac  
 der wercwîseste man  
 der satelwerkes ie began,  
 ein meister, hiez Umbrîz  
 (Lange hatte daran der kunstfertigste Handwerker gearbeitet, der je Sättel gemacht hat: ein Meister namens Umbrîz).<sup>11</sup>

Der *wercwîseste man* ist jedoch eine Konjektur, die bereits Moriz Haupt in seiner Erstausgabe vornahm und die bis heute alle gängigen Editionen bewahrt haben, obwohl der Wortlaut der Handschrift einen ganz anderen Erschaffer des Sattels angibt:

es het geworht vil manigen tag  
 der zwerg wiste man,  
 der Satel werches je began  
 Ein maister hiess umbris (V. 8448–51)  
 (Der weiseste Zwerg, dem je die Herstellung eines Sattels oblag, hatte unzählige Tage daran gearbeitet: Ein Umbris genannter Meister).

Der Ambraser Text proklamiert damit also den weisesten Mann der Zwerge als denjenigen, dem die Herstellung des Sattels oblag, was auch insofern Sinn macht, als kurz zuvor die Rede davon war, dass Guivreiz das Pferd einmal einem Zwerg abgenommen habe (vgl. V. 8375 ff.). Einen ersichtlichen Grund für einen Eingriff an dieser Stelle gibt es nicht, der Text der Handschrift ist ohne weiteres verständlich und auch handlungslologisch nachvollziehbar. Offensichtlich hat Haupt seine Konjektur unter Bezugnahme auf den *weltweisen man* gesetzt, von dem knapp hundert Verse vorher im Rahmen der Beschreibung des Pferdes die Rede ist. Diese Gegenüberstellung von Handwerkskunst und Dichtkunst ist zwar apart, passt zum anschließenden Dialog des sich nun selbst Hartmann nennenden Erzählers (die einzige Autorennennung im *Ereck*) und hat in der Folge eine rege Diskussion über den in der gesamten Passage reflektierten Stellenwert des Künstlers und seiner Schaffenskraft ausgelöst (bis hin zur Vermutung, im *meister umbris* müsse eigentlich der Dichter selbst gelesen werden) – ist aber keineswegs konform mit der Überlieferung.<sup>12</sup>

Ein weiteres Beispiel findet sich nach Erecks und Enites Ausritt bei der Begegnung mit dem namenlosen Grafen, der Enite ein Heiratsangebot macht, wobei er ihr vorschlägt, Ereck nachts im Schlaf zu überwältigen. Enite kann den aufdringlichen

---

<sup>11</sup> Zitiert nach der Ausgabe von GÄRTNER 2006, V. 7467–70, Übersetzung nach MERTENS 2008a; den gleichen Wortlaut haben auch die Ausgaben von SCHOLZ 2004 und MERTENS 2008a.

<sup>12</sup> Zu dieser Forschungsdiskussion vgl. zusammenfassend den Kommentar in der Ausgabe von SCHOLZ 2004, S. 910 f., dessen Edition ebenfalls an der Konjektur festhält.

Grafen jedoch überlisten, indem sie Ereck bereits in der Nacht zum vorzeitigen Aufbruch drängt. Der Graf verschläft fast den Zeitpunkt des Überfalls, schreckt dann aber mit dem Ausruf hoch: *stille schrei Er: „waffen!“* (V. 5028). Stets hat man das Wort *stille* ins Gegenteil verkehrt und den Vers metrisch ergänzt in: *vil lûte schrei er: wâfen!* Doch spiegelt der leise Ausruf, der stille Schrei, nicht gerade die ganze Heimlichkeit der Szenerie wider? Schließlich geht es dem Grafen darum, den schlafenden Ereck im Bett zu beseitigen, in dem Glauben, Enite habe diesem sein Schwert genommen. Man könnte ebensogut der Lesart OKKENS folgen, der darin einen Ausdruck der Performanz sieht: *„stille“ schrei er, „waffen!“* Der Hausherr würde sich demnach erst Ruhe bei seinen Gefolgsleuten verschaffen, um sie dann zu den Waffen zu rufen.<sup>13</sup> So oder so jedoch ist klar: Ein Eingriff an dieser Stelle ist nicht notwendig.

Diese Beispiele zeigen exemplarisch, wie zahlreiche Eingriffe von Moriz Haupt in seinen beiden Ausgaben, die vielfach Vorschlägen Karl Lachmanns folgen, bis heute in der *Ereck*-Philologie präsent sind.<sup>14</sup> Zwar hat sich bereits an die Erstausgabe durchaus eine intensive Forschungsdiskussion angeschlossen, in der kontrovers über weitere Emendationen in den Text des *Ambraser Heldenbuchs* nachgedacht worden ist und die sich in den neueren Ausgaben auch durchaus abbildet. An dem allgemeinen Ziel, den Text auf ein vermeintlich Hartmannsches Original zurückzuführen, hat sich jedoch bis heute kaum etwas geändert.<sup>15</sup> Wie stark selbst die Ausgaben des 21. Jahrhunderts noch diesem rekonstruktivistischen Verfahren verpflichtet sind, lässt sich nicht zuletzt daran ablesen, dass dort Verse ergänzt werden, wo zwar aufgrund fehlender Reimbindung ein Versausfall im *Ambraser Heldenbuch* vermutet werden kann, deren Sinngehalt oder gar Wortlaut jedoch nicht mehr erschließbar sind. Dass derartige Waisen, wie sie der Ried'sche Text überliefert, tatsächlich originär auf Hartmann

---

**13** Vgl. OKKEN 2000b, hier S. 182. OKKENS Vorschlag diskutiert kritisch SCHOLZ 2004, S. 268 f., der anmerkt: „Zwar geben die Wörterbücher für *schrien* auch die Bedeutung ‚rufen‘ an, doch ein *lîse schrien* oder *stille schrien* habe ich nirgends gefunden. Darf OKKENS Deutung nur deshalb verworfen werden, weil ein Imperativ *stille!* in den Wörterbüchern nicht verzeichnet ist?“ Erneut offenbart sich hier das schwierige Verhältnis von Textkritik und Wörterbüchern: Als textkritisch relevant werden v. a. Befunde eingestuft, die sich in den Beständen der einschlägigen Wörterbüchern finden, die Wörterbücher wiederum stützen ihre Belege auf textkritische Editionen.

**14** Für weitere Beispiele vgl. HAMMER 2015, hier S. 429–431.

**15** Vgl. etwa die Darstellung der Editionsgeschichte des *Ereck* bei GÄRTNER 2006, S. XXIII–XXVIII, die zeigt, wie weit LEITZMANNs bis heute maßgebliche Ausgabe weiterhin an der von Moriz HAUPT orientiert bleibt. Selbst die Ausgabe von SCHOLZ 2004, die viel stärker den Wortlaut des *Ambraser Heldenbuchs* berücksichtigt, übernimmt dennoch eine große Zahl von Konjekturen nach der Ausgabe von HAUPT und versucht mit Normalisierung und Rückübersetzung gleichermaßen, einen mutmaßlichen Hartmann-Text zu rekonstruieren, anstatt dem vorhandenen Text des 16. Jahrhunderts Geltung zu verschaffen. Ähnlich verfährt auch die kaum zugängliche Ausgabe OKKENS 2000a, die zwar in teils abenteuerlichen Überlegungen den Wortlaut des Ambraser Textes weitgehend beizubehalten versucht, ihn jedoch ebenso rückübersetzt und metrisch glättet – als ob der ursprüngliche Wortlaut Hartmanns sich hier weiterhin abbilde und lediglich die sprachlichen und metrischen Eigenschaften durch die lange Rezeptionsgeschichte transformiert worden seien.

zurückgehen, ist zwar wenig plausibel,<sup>16</sup> ob diese Verse in einer möglichen Vorlage des *Ambraser Heldenbuchs* aber noch vorhanden gewesen sind und vor allem, wie sie gelautet haben, entzieht sich notgedrungen unserer Kenntnis. Während Moriz Haupt in seinen beiden Ausgaben diese Stellen noch mit Auslassungszeichen gekennzeichnet hatte, füllte bereits Fedor Bech<sup>17</sup> konsequent derartige Verse auf; die späteren Editionen haben diese Ergänzungen übernommen. Inwieweit es sich hierbei um mehr oder weniger willkürliche ‚Erfindungen‘ ganzer Verse handelt, zeigt exemplarisch die ‚Ergänzung‘ der Waise von V. 2422. Im Kontext der Beschreibung von Enites erstem Pferd heißt es im Wortlaut des *Ambraser Heldenbuchs* folgendermaßen:

Es was ze michel noch ze krank,  
 sein varb recht Harmblanck,  
 sein man recht tief und prait,  
 mit ganzem gepaine  
 zu gros noch ze claine [...] (V. 2420–24).

Dem Vers 2422 fehlt ein in einer Reimpaarversdichtung erwartbares Pendant, doch weder die syntaktische Konstruktion der Handschrift noch die Semantik des Satzes ist in irgendeiner Weise dadurch beeinträchtigt; die Beschreibung des Pferdes ist problemlos nachzuvollziehen und entsprechend zu übersetzen: „Es war weder zu kräftig noch zu schwächlich, sein Fell war hermelinweiß, seine Mähne dicht und voll, mit gutem Knochenbau, weder zu groß noch zu klein [...].“ Bechs Ausgabe fügt dennoch einen Zusatzvers (im normalisierten Mhd.) ein, um die Reimbindung wiederherzustellen: *sîn man tief unde breit/ [als uns diu âventiure seit]/ mit ganzem gebeine [...]*.<sup>18</sup> Seit der Ausgabe von Albert Leitzmann ergänzen sämtliche Editionen bis heute diesen Vers (auf einen Vorschlag von Erich Schönbach zurückgreifend) mit den Worten *sîn brust starc unde breit*, um den Anschluss an die Pferdebeschreibung zu wahren – die Ergänzung bemüht sich zwar um nachvollziehbare Kriterien, bleibt aber dennoch pure Spekulation.

Insgesamt weist der *Ereck* im *Ambraser Heldenbuch* 17 Waisen auf, die alle aktuellen Ausgaben durch entsprechende Ergänzungen füllen.<sup>19</sup> Dabei reißt kein einziger

<sup>16</sup> Vgl. zur entsprechenden Überlegung von OKKEN 2000b, S. 186, der Dichter habe an derartigen Stellen absichtliche „Kunst-Fehler“ gemacht, die Gegenargumente von SCHOLZ 2007, S. 270 f. Dennoch sollte die Tatsache, dass nicht nur die Wolfenbütteler Fragmente, sondern auch das Fragment K Dreireime aufweisen, zu bedenken geben, ob der Paarreim wirklich stets eine zwingende Norm war oder vielmehr ein Usus, der hier und dort auch abgewandelt werden konnte.

<sup>17</sup> Vgl. BECH 1867.

<sup>18</sup> Ebd., V. 1427–29.

<sup>19</sup> Davon fünf in der Mantel Episode und zwölf innerhalb der *Ereck*-Handlung. Einen Sonderfall bildet die Passage um V. 7503 ff., wo seit der Erstausgabe Haupts ein Versausfall vermutet wird, der bei näherem Hinsehen und unter Beachtung der Reimpunkte, wie sie in der Handschrift gesetzt sind, jedoch gar keiner ist, sofern man sich nicht an dem unreinen Reim *slüg – plüt* stört (solche sind im *Ambraser Ereck* freilich zahlreich).

dieser vermuteten Versausfälle eine tatsächlich substantielle, sinntestellende Lücke in den Erzähltext – nicht einmal die Weise an der postulierten Bruchstelle zwischen der Mantel-Episode und Erecks Ausritt mit Ginover während der Jagd auf den Weißen Hirschen.<sup>20</sup> Vielmehr ist der *Ereck* des *Ambraser Heldenbuchs* auch ohne diese zusätzlichen Verse problemlos verständlich, was zeigt, dass dem Schreiber Hans Ried, wenn er diese Lücken nicht schon in seiner Vorlage vorgefunden haben sollte, derartige Auslassungen offensichtlich nur an solchen Stellen unterliefen, an denen sie keine wesentlichen Konsequenzen für das Verständnis des Erzählten hinterließen. Eine Ergänzung derartiger Verse ist daher weder nötig noch irgendwie abzusichern.

Dass sich dieser Umgang mit der handschriftlichen Überlieferung nicht erst seit den Diskussionen um die sogenannte ‚New Philology‘ geändert hat, braucht hier nicht im Detail ausgeführt zu werden.<sup>21</sup> Angemerkt sei lediglich, dass in den letzten Jahrzehnten die wissenschaftliche Herangehensweise an und das Verständnis für einen mittelalterlichen Text zunehmend von der Wahrung des historisch bezeugten Wortlauts und der Berücksichtigung des Überlieferungskontextes geprägt ist. Methodisch gilt der überlieferte Text einer modernen Editionsphilologie als einzig legitimer Ausgangspunkt für die Texterstellung.<sup>22</sup> Dies gilt umso mehr für den Text eines so akkuraten Schreibers wie Hans Ried, dem eingehendere Untersuchungen immer wieder große Sorgfalt attestiert haben.<sup>23</sup> Die Editoren der neueren *Ereck*-Ausgaben sind daher

---

**20** Volker MERTENS 2008a geht in seiner Ausgabe sogar so weit, hier einen ‚ersten‘ Vers des *Ereck* hinzuzudichten: Die Stelle, an der die bisherige Forschung den Übergang zwischen zwei Texten, dem *Mantel* und dem *Ereck*, vermutet hat, ist durch keinerlei kodikologische Kennzeichnung etwa im Layout zu erkennen, auffällig ist lediglich ein inhaltlicher Sprung und zugleich eine Störung des Reimes, weshalb seit BECH und der zweiten Auflage HAUPTS alle Editionen den *Ereck* mit dem Vers *bī ir und bī ir wīben* beginnen lassen. MERTENS stellt diesem postulierten Beginn noch einen postulierten „Vers 0“ voran: [*sō muoste er beliben*].

**21** Vgl. zur New Philology u. a. die verschiedenen Artikel von NICHOLS 1990, FLEISCHMANN 1990, WENZEL 1990, PATTERSON 1990, CERQUIGLINI 1990 und STROHSCHNEIDER 2002.

**22** Vgl. nur die umfangreichen Überlegungen Joachim BUMKES zur *Nibelungenklage* sowie dessen synoptische Edition: BUMKE 1996; ders. 1999. BUSBY 2002.

**23** Vgl. schon SCHÜTZNER 1930, der konstatiert, dass Ried „seine Aufgabe sehr genau und gewissenhaft erfüllt“ (S. 1) habe. Vgl. auch FUCHS-JOLIE / MILLET / PESCHEL 2013, S. 698, die zum gleichen Urteil gelangen, sowie THORNTON 1961. Hans Ried erweist sich als getreuer Kopist, der seine Texte äußerst gewissenhaft abschrieb – dieses Bild zeichnet sich durch zahlreiche Textvergleiche immer ab. Bewusste Eingriffe in die Textgestalt seiner Vorlagen dürften daher praktisch ausgeschlossen sein, sieht man einmal von der Übertragung der mhd. Texte in Rieds frnhd. Mundart ab. Das hat zur Folge, dass er auch manche Brüche und Ungereimtheiten seiner Vorlagen übernahm und gewissermaßen konservierte; ein Paradebeispiel hierfür ist der unorganische ‚Übergang‘ von der ‚Mantel‘- zur eigentlichen *Ereck*-Handlung (was aber nicht unbedingt heißen muss, dass es sich hierbei um einen ‚Defekt‘ handelt, s. u.). Trotz aller Sorgfalt ist natürlich auch zu konstatieren, dass Hans Ried immer wieder Wörter oder Passagen seiner mhd. Vorlagen nicht oder falsch verstanden hat, was manchmal leicht zu erkennen ist (z. B. durch fehlerhaft durchgeführte nhd. Mono- oder Diphthongierung), manchmal aber auch größere Schwierigkeiten in der Sinnherstellung nach sich zieht (ein besonderes Problem dieser Art bildet der Namenkatalog des *Ereck*). Genaueren Aufschluss über den Umgang Rieds mit

auch weniger geringschätzig mit dem Wortlaut des *Ambraser Heldenbuchs* umgegangen, was sich in einer spürbaren Reduktion der Eingriffe manifestiert.<sup>24</sup> Doch das ist nur ein gradueller Unterschied; es bleibt bei der Problematik einer Rückübertragung des Ried'schen Texts in ein normalisiertes Mittelhochdeutsch und das weiterhin recht eng geknüpfte Netz von Emendationen zugunsten eines modernen und normativen Metrik- und Stilempfindens. Darüber hinaus füllen auch sie die vermeintliche Leerstelle des Beginns mit einer Wiedergabe von Chrétien's *Erec* und setzen damit von Anfang an voraus, dass die Überlieferung des *Ambraser Heldenbuchs*, welches die Mantel-Handlung voranstellt, von vornherein fehlerhaft sei.<sup>25</sup> Anstatt aber zu versuchen, die (vermeintlichen) Fehler des Schreibers zu korrigieren und eine etwaige ‚originale‘ Textgestalt wieder herzustellen, geht es der vorliegenden Ausgabe darum, den Text als Rezeptionszeugnis wahrzunehmen, das zeigt, wie Hartmanns Werk am Beginn des 16. Jahrhunderts verstanden (oder vielleicht auch nicht mehr verstanden) wurde: Dies gilt es zu erfassen, während uns ein Zugang zu Hartmanns Originaltext durch das *Ambraser Heldenbuch* wie auch die spärliche Fragmentüberlieferung weitgehend verwehrt bleibt.

Dringendstes Desiderat der *Ereck*-Forschung ist somit eine Edition, die die handschriftliche Überlieferung und damit primär Hans Rieds *Ambraser Heldenbuch* ernst nimmt und in den Mittelpunkt stellt. Der Anspruch früherer Textkritik, einen autonomen Text herstellen zu können, scheidet ganz besonders bei einem Werk wie dem *Ereck*, der uns, sieht man von den wenigen Fragmenten ab, eben nur in der handschriftlichen Gestalt dieses Codex aus dem 16. Jahrhundert überliefert ist. Von dort führt kein Weg zurück zu Hartmann von Aue im 12. Jahrhundert. Wir haben es mit einem entgrenzten Text zu tun, der sich längst aus seinen kulturellen Kontexten gelöst hat, in neue Funktionszusammenhänge eingerückt ist und sprachlich, vielleicht auch inhaltlich modernisiert wurde. Der Textbestand des 12. Jahrhunderts dürfte sich in seiner Entgrenzung längst unentwirrbar mit kleineren oder größeren Transformationen im Laufe der Überlieferungsgeschichte verwoben haben. Welche das sind, wird nicht feststellbar sein. Dies betrifft auch und gerade den Beginn des *Ereck*.

---

seinen Vorlagen könnte der Vergleich aller mehrfach überlieferten Texte im *Ambraser Heldenbuch* mit denen in anderen Textzeugen erbringen. Vgl. dazu die Überlegungen von HOHMEYER / KNOR 2015.

<sup>24</sup> Vgl. die Übersicht von SCHOLZ 2007, hier besonders S. 262–267. SCHOLZ vergleicht den Umgang der bisherigen Editoren mit dem Text des *Ambraser Heldenbuchs* anhand von gut dreißig Versen.

<sup>25</sup> So die Ausgaben von SCHOLZ 2004 und MERTENS 2008a. Auch mit den knapp tausend Versen der Mantelepisode wurde bisher unter den gleichen editionsphilologischen Prinzipien der Textkritik verfahren wie mit dem *Ereck*, vgl. SCHRÖDER 1996 (S. 130), der sich bei seinen Editionsprinzipien ausdrücklich nach den Maßgaben LEITZMANN'S für dessen *Ereck*-Ausgabe richtet.

## 2 Das Problem des *Ereck*-Beginns

Bislang lautete die Prämisse der *Ereck*-Philologie, Hartmann müsse den Anfang seiner Erzählung ähnlich wie Chrétien gestaltet haben, mit einem Prolog und einem Handlungsbeginn wie in der altfranzösischen Fassung. Diese seien jedoch irgendwann in der dreihundertjährigen Überlieferungsgeschichte verloren gegangen oder (gar von Hans Ried selbst?) bewusst gestrichen worden. Stattdessen, möglicherweise sogar als Ersatz für den vermeintlich fehlenden Anfang des mutmaßlichen Hartmannschen Originals, finde sich im Ambraser Codex die Erzählung vom *Mantel*, die auf eine anonyme französische Erzählung vom Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts zurückgehe.<sup>26</sup> *Mantel* und *Ereck* aus dem *Ambraser Heldenbuch* werden deswegen seit jeher als zwei unterschiedliche Texte betrachtet, „jener ohne den Schluss und dieser ohne den Anfang“,<sup>27</sup> und der sogenannte *Mantel* wurde in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts stets getrennt vom *Ereck* behandelt.

Doch diese Prämisse ist schlicht unbeweisbar und kann daher nicht als Grundlage für eine editorische Entscheidung wie die Tilgung von beinahe 1000 Versen des einzigen Überlieferungszeugen herhalten. Denn die Anlage der Handschrift weist in die entgegengesetzte Richtung: Mitten im Satz, mitten in der Zeile, ohne Reim und durch nichts kenntlich gemacht, setzt unvermittelt die Handlung des *Ereck* ein, wie sie aus Chrétiens Vorlage bekannt ist. Das *Ambraser Heldenbuch* verklammert die Handlungsstränge unter einer Überschrift, und inhaltliche Korrespondenzen zwischen ihnen legen eine planvolle Texteinheit nahe. Es ist immerhin auffällig, um nur ein Beispiel zu nennen, dass die einzige unter den Frauen am Artushof, die diese Mantelprobe mit nur ganz kleinen Einschränkungen besteht, ausgerechnet Erecks Frau Enite ist – und zwar entgegen der mutmaßlichen französischen Vorlage, die einen Auftritt dieser Figur gar nicht kennt. Dies hat bereits Joachim Bumke zu dem Vorschlag geführt, „den umfangreichen ‚Mantel‘-Prolog [...] als sekundär hinzuge-dichteten ‚Erec‘-Prolog zu lesen.“<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Vgl. GÄRTNER 2006, S. XIX: Die Lücken würden „von Ried nicht durch redaktionelle Zusatzverse verdeckt, sondern der zusammenhanglos und damit unverständlich gewordene Text wird treu kopiert und damit der Defekt konserviert“. Vgl. auch CORMEAU 1981; SCHUBERT 2008, S. 107 und 111; MERTENS 2005, S. 51; SCHOLZ 2004, S. 596 f. Immer wieder ist auch vermutet worden, dass etwa ein Seitenausfall in Rieds Vorlage, genau an der Stelle, an der sich der Schluss des *Mantels* und der Anfang des *Ereck* befunden hätten, die Ursache gewesen sei, und man hat Hans Ried sogar unterstellt, er habe „wohl gar nicht bemerkt, dass hier ein neues Werk begann“ (HONEMANN 1999, hier S. 90). Ersteres mag möglich oder gar wahrscheinlich sein, letzteres ist Unterstellung: Was für die Forschung nicht zusammenpasst, darf eben auch nicht zusammengehören.

<sup>27</sup> JOHNSON 1999, S. 257. Die Möglichkeit einer gezielten Umarbeitung des *Mantels* im Hinblick auf den *Ereck* hat zuletzt BUMKE 2006, S. 12, in die Diskussion eingebracht. BUMKE hält es zudem für „wahrscheinlich, dass Ried die Verbindung von *Mantel* und *Erec* nicht selbst vorgenommen hat, sondern bereits in seiner Vorlage vorfand“ (ebda., S. 11).

<sup>28</sup> BUMKE 2006, S. 12.

Angesichts der Überlieferungslage also handelt es sich im *Ambraser Heldenbuch* um *einen* Text. Das soll kein textgenetisches Urteil sein: Es ist durchaus denkbar, dass die Mantelepisode und die Ereck-Geschichte ursprünglich getrennt voneinander entstanden und in einer uns nicht mehr fassbaren Zeit verschmolzen wurden. Doch der Befund in der einzig vollständigen Handschrift lässt allein ihre Behandlung als Einheit zu; auch wenn es einen kleinen inhaltlichen Bruch gibt zwischen der am Artushof spielenden Handlung um den Mantel und dem Ausritt der Königin Ginover mit Ereck, ab dem die Erzählung dann der Version Chrétiens folgt, und auch wenn gerade an dieser Stelle eine Reimbindung fehlt.<sup>29</sup> Dass an dieser sogenannten Nahtstelle Text verlorengegangen ist, ist wahrscheinlich; doch dieser mutmaßliche Verlust, der nur durch Parallelüberlieferung zu sichern wäre (wie im Fall der ‚Lücke‘ hinter V. 5616) kann nicht ein Argument dafür sein, gegen den historischen Befund eine Texteinheit in zwei unterschiedliche Werke zu zerteilen. Es wäre müßig, über die Gründe dieser Anlage zu spekulieren – ob beispielsweise der Anfang des Hartmann’schen *Ereck* verloren gegangen und durch die Erzählung vom Mantel ersetzt worden ist, lässt sich ebenso wenig rekonstruieren, wie die Frage zu beantworten ist, ob es sich bei der mhd. *Mantel*-Erzählung um einen ursprünglich eigenständigen Text gehandelt hat oder ob die altfranzösische Verserzählung *Du mantel mautailié* nur als Folie diente, um einen neuen oder anderen Anfang für den *Ereck* zu schaffen. Selbst die Möglichkeit, dass der *Ereck* mit Mantelepisode bereits von Hartmann von Aue stammt, ist zumindest nicht völlig auszuschließen; einem Dichter, der seiner Bearbeitung z. B. 500 Verse Pferdebeschreibung hinzufügt, wäre immerhin durchaus zuzutrauen, in 1000 Versen auch einen neuen Anfang zu gestalten. Bemerkenswert ist auch, dass die Mantelprobe am Artushof einen literarischen Nachhall in Ulrichs von Zatzikhoven *Lanzelet* gefunden hat, und gerade in diesem Kontext wird Erecks Frau Enite zum einzigen Mal in diesem Werk erwähnt. Dabei fällt auf, dass Enite die Probe, ähnlich wie im *Ereck*, beinahe besteht, wenngleich natürlich letztlich Iblis, die Geliebte des Protagonisten, als Siegerin aus dem Frauenvergleich hervorgeht.<sup>30</sup> Diese Koinzidenz legt nahe, dass bereits Ulrich von Zatzikhoven einen *Ereck* mit Mantelepisode gekannt haben könnte.<sup>31</sup> Natürlich gibt es gewichtige Gegenargumente: Der ‚Mantel‘-Teil ist stilistisch, im Reimwortschatz etc. anders gestaltet als der Ereck-Teil,<sup>32</sup> die Handlung stimmt zunächst nicht mit der dann maßgeblichen Vorlage Chrétiens überein. Ob also die knapp 1000

---

<sup>29</sup> Dass aber auch diese vermeintliche ‚Nahtstelle‘ semantisch durchaus sinnvoll aufzufassen ist, hängt, wie unsere Ausgabe zeigt, nicht zuletzt von der Interpunktion ab. Da ein fehlender Reim im Text des Ambraser *Ereck* auch an anderen Stellen nicht ungewöhnlich ist, bleibt neben der etwas unüblichen Initialensetzung an dieser Stelle nur noch der besagte inhaltliche Sprung der Handlung vom Hof zum Ausritt Erecks mit den Frauen als Indiz übrig, hier den Übergang zwischen zwei vormalig getrennten Texteinheiten zu sehen.

<sup>30</sup> KRAGL 2006, V. 6095–6098 (Hs. P).

<sup>31</sup> Vgl. zu dieser Diskussion Timo REUVEKAMP-FELBER 2016.

<sup>32</sup> Vgl. dazu MANUWALD 2015.

Verse über die Mantelprobe zum Kernbestand von Hartmanns *Ereck* gehören, können wir nicht sicher wissen; ganz ausschließen dürfen wir es aber auch nicht. Ausschlaggebend für die editorische Entscheidung, die Texteinheit von ‚Mantel‘- und ‚Ereck‘-Handlung in der Ausgabe entsprechend abzubilden, ist ohnehin nicht die Frage, ob diese Texteinheit bereits auf Hartmann von Aue zurückgeht (was wie gesagt äußerst unwahrscheinlich ist), sondern die Tatsache, dass diese Texteinheit in der Rezeption des 16. Jahrhunderts, die für uns die einzig greifbare bleibt, so dargestellt wird.

Bei näherer Betrachtung wird auf jeden Fall deutlich, dass die Texteinheit des *Ambraser Heldenbuchs* keineswegs auf Zufall beruht, sondern Mantel- und Ereckhandlung einen gemeinsamen Text bilden. Das lässt sich zum einen bereits am Prolog ablesen, der, würde man den *Mantel* als eigenständige Erzählung auffassen, mit 90 Versen reichlich lang für eine dann sehr knappe Erzählung wäre (sie dürfte, orientiert man sich an dem französischen Text, nur etwas mehr als 1000 Verse umfassen).<sup>33</sup> Darüber hinaus weist der Prolog an einigen Stellen Parallelen zu Hartmanns *Iwein*-Prolog auf, einerseits in der Gegenüberstellung von *frümbkeit* und Untugend hier bzw. *saelde* und *êre* dort, andererseits in der Vorstellung einer Wiederkehr von König Artus und dessen literarischem Weiterleben, wobei der *Iwein*-Prolog die arthurische Vorbildhaftigkeit für die Gegenwart betont, während der des *Ereck* gerade den Verlust dieser Tugenden beklagt.<sup>34</sup>

Wichtigstes Indiz einer Zusammengehörigkeit von Mantel- und Ereckhandlung ist jedoch nicht der Prolog, sondern der Ausgang der Mantelprobe, die ja damit endet, dass der zauberhafte Mantel bei Enite einzig den geringen Schönheitsfehler aufweist, dass der Saum lediglich drei Finger breit zu kurz ist und sie sich damit als die Treueste am ganzen Hof erweist. Dieses Ende der Mantelprobe beinhaltet ein Steigerungspotential, das direkt zur Handlung des *Ereck* führt, in der die Treue bekanntlich das zentrale Thema ist.<sup>35</sup> Hinzu kommt, dass unmittelbar danach (und damit direkt vor dem Übergang zwischen den beiden Textteilen) das Lästermaul Kaie geschmäht und diese Figur dann dem (künftigen) Protagonisten Ereck gegenübergestellt wird, was in der *Ereck*-Handlung (im Rahmen der Zwischeneinkehr Erecks am Artushof) eine weitere Parallele findet.<sup>36</sup> Auf diese Weise erscheint die Mantel-Handlung als gezieltes Vorspiel des *Ereck*: Enites unkommentiertes Bestehen der Tugendprobe, die eigentlich eine Treueprobe ist, setzt eine nachfolgende Erklärung voraus, die durch die nun folgende Handlung des *Ereck* gegeben wird. Die Erzählung vom *Mantel* würde auf diese Weise die Handlung des *Ereck* quasi von ihrem Ende, dem Resultat der erwiesenen Treue Enites her aufgreifen, die sich in der Mantelprobe ein weiteres Mal bestätigt.<sup>37</sup>

<sup>33</sup> Vgl. zum Prolog HESS 2011, hier besonders S. 159 ff.

<sup>34</sup> Vgl. HAMMER 2015, S. 433 ff. Daneben gibt es inhaltliche Anbindungen der Leitgedanken des Prologs an die jeweilige Handlung des *Iwein* bzw. *Ereck*.

<sup>35</sup> Vgl. HESS 2011, S. 170–173, mit einem Vergleich zur frz. *Mantel*-Fassung.

<sup>36</sup> Vgl. ebda., S. 174 f.

<sup>37</sup> Vgl. HAMMER 2015, S. 437.

Diese einheitliche Komposition unterstreicht das *Ambraser Heldenbuch* auch durch die gemeinsame Überschrift, die wie die übrigen Titel des ersten, von höfischen Texten geprägten Teils der Handschrift (mit einem Schwerpunkt auf Hartmanns Œuvre) wohl von Ried selbst stammt. In typisch ausführlicher Manier der Frühen Neuzeit sind die Titeleien zumal der längeren Texte eher kurze Inhaltszusammenfassungen von dem, was in den ersten ca. 250 Versen in der Erzählung geschieht. Dies ist gerade bei Hartmanns *Iwein* (fol. 5<sup>v</sup>) oder auch beim *Mauritius von Craûn* (fol. 2<sup>v</sup>) kennzeichnend. Das führt dann dazu, dass Iwein als Protagonist der Handlung kaum erkennbar und Mauritius in der entsprechenden Überschrift nicht einmal erwähnt wird (lediglich in der etwas längeren Angabe in der Tabula des *Ambraser Heldenbuchs* ist er an letzter Stelle genannt). Ähnlich verfährt zunächst auch die Überschrift des *Ereck* (fol. 28<sup>rb</sup>), indem sie zunächst ausschließlich das Geschehen der Mantel-Episode referiert, jedoch schon die gesamte Erzählung um die Mantelprobe im Blick hat und dabei bereits Gawein, Kaie und eben auch Ereck nennt, der ja erst sehr spät in der Handlung auftaucht. Sodann aber setzt die Überschrift gewissermaßen noch einmal neu an mit den Worten: *Sünderlich von Erick und seiner hausfrauen ein tail ain schön lesen*. Darin zeigt sich einerseits, dass Hans Ried (anders als die Forschung) davon ausgeht, einen Gesamttext Hartmanns vor sich zu haben, der die Abenteuer des jungen Ritters Ereck profiliert. Andererseits wird aber auch deutlich, dass Ried mit diesem Nachsatz in der Überschrift die Ereck-Handlung nochmals eigens als die eigentliche Haupthandlung markiert.<sup>38</sup>

Ob diese Texteinheit genuin war oder erst durch sekundäre Kompilation entstand, spielt für die vorliegende Ausgabe indes keine Rolle. Entscheidend ist die Tatsache, dass im deutschen Sprachraum zumindest des 16. Jahrhunderts (und wahrscheinlich auch bereits früher) dieser Befund als einzig greifbare Überlieferung vorliegt und offenbar in der Rezeption auch so wahrgenommen wurde, wie Einrichtung der Handschrift und Überschrift zeigen. Gerade in diesem Punkt gilt es daher, den Textbestand des *Ambraser Heldenbuchs* ernst zu nehmen. Die bisherige Loslösung des *Mantels* vom Rest der *Ereck*-Handlung ließ diesen als extrem fragmentarisches, geradezu verstümmeltes Werk erscheinen, das kaum interpretierbar erschien und stets an seiner mutmaßlichen französischen Vorlage gemessen wurde.<sup>39</sup> Hält man sich hingegen an die Überlieferungssituation und betrachtet den *Ambraser Ereck* als einheitliches Werk, das über eine umfassende Tektonik verfügt und in dem sich zahlreiche innertextuelle

<sup>38</sup> Vgl. ebda., S. 439 f. Von einem Versehen Rieds bei der Zusammenführung beider Erzähleinheiten, wie es immer wieder unterstellt worden ist, kann also keinesfalls die Rede sein.

<sup>39</sup> Abgesehen davon wurde der hypothetisch eigenständige Mantel vom Erstherausgeber Otto WARNATSCH 1883, S. 7 und passim, aufgrund wenig stichhaltiger Parallelen mit der *Crône* deren Verfasser Heinrich von dem Türlin zugeschrieben (dieser Zuordnung folgt auch noch das VL), vgl. dagegen die Argumente von KRATZ 1977, der u. a. nachweisen kann, dass entsprechende Stellen der Mantel-Episode, die WARNATSCH für seine Argumentation anführte, bereits mit Blick auf die *Crône* von ihm konjiziert wurden.

und motivliche Korrespondenzen zwischen der Anfangsepisode und dem Rest der Erzählung finden, so lässt sich eine ganz andere Ausgangslage für die Interpretierbarkeit dieses Textes schaffen. Erst wenn man nämlich der Texteinheit auch editorisch Rechnung trägt, lassen sich die Bezüge, Querverweise und Anspielungen auswerten und die bereits von Bumke gestellte Frage beantworten, inwieweit der Prolog nicht nur für eine hypothetische Manteldichtung, sondern als Prolog des Textganzen zu interpretieren ist. Dieser Text aber steht in der Handschrift unter dem Namen Hartmanns von Aue, einmal weil er in der Gruppe der Werke Hartmanns verortet ist, zum anderen weil der Autor sich in ihm selbst so nennt. Aus diesem Grund steht der Autorname auch auf dem Titelblatt der vorliegenden Edition. Ein Postulat, ein bestimmter Dichter dieses Namens habe am Ende des 12. Jahrhunderts genau den Text gedichtet, der hier ediert wird, ist damit gerade nicht verbunden, da es uns nicht um die Rekonstruktion des Autororiginals geht. Aus dem gleichen Grund geben wir den Namen des Helden stets als ‚Ereck‘ wieder. In der erhaltenen Überlieferung erscheint er sowohl als ‚Ereck‘ (die mit Abstand häufigste Schreibung im *Ambraser Heldenbuch*) wie auch als ‚Erek‘ (in den Fragmenten), aber kein einziges Mal als ‚Erec‘, wie ihn die Editionen in Anlehnung an Chrétien immer schreiben.

### 3 Die Fragmente

Dass die Editionen, die den Lachmann'schen und Leitzmann'schen Kriterien der Textkritik verpflichtet sind, den tatsächlichen handschriftlichen Verhältnissen der *Ereck*-Überlieferung nicht gerecht werden, betrifft nicht nur das *Ambraser Heldenbuch*, sondern auch die Fragmente. Bis heute sind zusätzlich zur so gut wie vollständigen Handschrift A noch vier verschiedene bruchstückhaft überlieferte Textzeugen des *Ereck* bekannt geworden (sieht man einmal von den Exzerpten im *Friedrich von Schwaben* ab). Zwei davon dürften noch aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen: das 1970 erstmals beschriebene Koblenzer Fragment (K) sowie die Wolfenbütteler Fragmente (W), von denen zunächst nur zwei Doppelblätter bekannt waren, bis 1978 ein weiteres unvollständiges, in neun Streifen zerschnittenes Blatt auftauchte – allerdings mit einem Text, der im Unterschied zu den zunächst aufgefundenen Fragmenten keinerlei Parallelen mit dem des *Ambraser Heldenbuchs* aufweist. Deutlich jünger ist das aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts stammende Fragment aus St. Pölten (V), das nur einseitig beschrieben ist und die letzten Verse des *Ereck* überliefert. Aufsehen erregt haben zuletzt die Funde von mittlerweile elf Pergamentstreifen im Kloster Zwettl (Z), die wie die zweiten Wolfenbütteler Fragmente einen *Ereck*-Text wiedergeben, der keine Gemeinsamkeiten mit dem des *Ambraser Heldenbuchs* aufweist.

Einen mit dem *Ambraser Heldenbuch* gemeinsamen Text enthalten somit die Fragmente K und V sowie die zuerst entdeckten Wolfenbütteler Fragmente (W III–VI), zusätzlich füllt W III–VI teilweise die bereits erwähnte Lücke im Text des *Ambraser*

*Heldenbuchs* nach V. 5616. Die Fragmente K und V zeigen einerseits, dass der Versbestand des *Ambraser Heldenbuchs* ganz augenscheinlich kaum von dem der früheren Überlieferung abweicht und bestätigen zahlreiche Lesarten von Hans Ried wie den bereits erwähnten *selbig weg* (V. 9502). Nur einmal weist K einen Dreireim auf; solche sind in A grundsätzlich nicht zu finden. Auch sonst sind die inhaltlichen Gemeinsamkeiten relativ hoch, im konkreten Wortlaut zeigen sich andererseits auch immer wieder einige Abweichungen, vgl. etwa: A 8587: *da stúnd die menschlich schaft* gegen K: *da stunden tier in islicher schaft*, oder A 9519: *daz ich hie vinde söllich spil* gegen K: *daz ich finde ein sælic spil*; ebenso der letzte Vers der Erzählung, der in A 11116 lautet: *hie hat ditz gedicht ein ende*, in V dagegen: *hie hat daz lied ein ende*. Die Differenzen sind aber nur selten für Interpretation und Textverständnis relevant. Bisweilen weisen die Fragmente auch Lesarten auf, die den Text besser verständlich machen, als das in A der Fall ist, vgl. z. B. die nur mit Mühe verständliche Lesart von A 8523 f.: *Er müsset darúndter,/ denn got in besonder*, der gegenüber die Lesart von K (*Er muoste dar under/ den goltlim besunder*) sicherlich den verständlicheren Text bietet.

Es ist faktisch unmöglich, aus K, V und W aufgrund ihrer größeren zeitlichen Nähe zur Entstehung von Hartmanns Text Hinweise auf die ursprüngliche Gestalt des Originals zu gewinnen, wie es textkritische Auswertungen versuchen.<sup>40</sup> Zu viele Unsicherheiten sind damit verbunden: Die Fragmente bieten zu wenig Vergleichstext. Die formalen Divergenzen zwischen den Bruchstücken tun ein übriges: Die Wolfenbütteler Fragmente W III–VI haben zwar insgesamt 317 Verse mit A gemeinsam und schließen mit 58 Versen teilweise die erwähnte Lücke nach V. 5616,<sup>41</sup> doch neben ihren mitteldeutsch gefärbten sprachlichen Besonderheiten weisen sie auch einige bemerkenswerte Unterschiede zu A sowie zu K und V auf. Zum einen enthält W auffällig viele Dreireime, die in A gar nicht und in K nur ein einziges Mal zu finden sind.<sup>42</sup> Zum anderen weichen vor allem die Namensformen eklatant von den Schreibweisen der übrigen Textzeugen ab, allen voran die Schreibung Walwein für Gawein.<sup>43</sup>

Die Rolle der Wolfenbütteler Fragmente ist durch den späteren Fund des dritten, zerschnittenen Blattes (W I/II) noch schwieriger zu beurteilen: Dieses Blatt stammt vom gleichen Schreiber und gehört der gleichen Handschrift an wie die Fragmente

<sup>40</sup> Vgl. die Einschätzung von GÄRTNER 2006: Die Gegenüberstellung von A mit den Fragmenten K und V habe „auch gezeigt, wie leicht durch geringfügige Abweichungen von der Vorlage in einer so jungen Hs. der ursprüngliche Text stark verändert werden kann und dann [...] auch nicht mehr rekonstruierbar ist.“ (S. XX). Zum textkritischen Wert der Fragmente bemerkt er S. XXI ferner: „Die durch den Sprachwandel bedingte Differenz zwischen der Sprache Hartmanns und der des Schreibers ist besonders in K minimal“; V stehe, da es jünger sei, „den weitgehend der klassischen Norm entsprechenden Sprachformen, die K ziemlich ausgeprägt repräsentiert, doch schon erheblich ferner“ (ebda., S. XXII).

<sup>41</sup> Allgemein wird angenommen, dass bereits in der Vorlage von Ried eine Doppelseite gefehlt haben könnte, so dass man mit insgesamt 78 ausgefallenen Versen rechnet, vgl. GÄRTNER 2006, XIX.

<sup>42</sup> Vgl. dazu ACHNITZ 2000.

<sup>43</sup> Zu den Namensformen vgl. GÄRTNER 1982, hier S. 416–424.

W III–VI, weist jedoch keine Gemeinsamkeiten mit dem Text des *Ambraser Heldenbuchs* auf. Es handelt sich, so der gegenwärtige Stand der Forschungsdiskussion, anscheinend um eine selbständige, im mitteldeutschen Raum entstandene Bearbeitung des *Ereck*, die zumindest stellenweise stärker an der altfranzösischen Fassung Chrétiens orientiert ist. Die Möglichkeit einer zweiten, wahrscheinlich unabhängig von Hartmann im 13. Jahrhundert entstandenen Bearbeitung des *Ereck*-Stoffes untermauern zuletzt auch die im Kloster Zwettl in Niederösterreich aufgefundenen Fragmente Z. Sie sind zwar kaum mehr lesbar, weil es sich um kleine Pergamentschnipsel handelt, die zur Verstärkung eines Buchrückens mit Leim verklebt wurden, doch was sich entziffern lässt, zeigt einen Text, der dem *Erec* Chrétiens ebenfalls näher steht, als das im *Ambraser Heldenbuch* der Fall ist.<sup>44</sup> Dies bestätigt auch das erst kürzlich gefundene und erstmalig in dieser Ausgabe berücksichtigte Fragment Z18.<sup>45</sup> Woher diese zweite Version stammt, ist eine Frage, die wohl niemals vollständig zu klären sein wird.<sup>46</sup> Denkbar ist, dass die mitteldeutsche Fassung nur an bestimmten Stellen in den Hartmannschen Text eingriff und ihn, unter Rückgriff auf Chrétien, umgestaltete, oder aber, dass die mitteldeutsche und die oberdeutsche Version in irgendeiner Form kompiliert oder kombiniert wurden. Sogar die Möglichkeit, dass Hartmann nicht nur einen Konkurrenten, sondern vielleicht sogar einen Vorläufer hatte und der erste Artusroman in deutscher Sprache womöglich gar nicht ihm zuzuschreiben wäre, ist zu bedenken, ebenso ist aber auch nicht vollständig auszuschließen, dass der Text dieser Bruchstücke eine divergierende Fassung darstellt, die ebenfalls mit der Autorschaft Hartmanns verbunden ist. Die Wolfenbütteler Fragmente zeigen jedenfalls, dass eine Verbindung beider Fassungen – auf welcher Grundlage und mit welcher Autorenzuschreibung auch immer – bereits im 13. Jahrhundert problemlos

---

<sup>44</sup> Vgl. KLEIN 2007; GÄRTNER 1982; NELLMANN 1982; NELLMANN 2004; GLAUCH 2009.

<sup>45</sup> Vgl. die Beschreibung und Einschätzung bei HAMMER / REUVEKAMP-FELBER 2014.

<sup>46</sup> Im Text des *Ambraser Heldenbuchs* findet sich nur an einer einzigen Stelle eine Autorennennung, nämlich in V. 8474 im Rahmen des fiktiven Dialogs des Erzählers mit seinem Publikum (die zweite Namensnennung in V. 10150, die alle bisherigen Ausgaben beinhalten, ist eine auf Lachmann zurückgehende Konjekture). Andere Hinweise auf den Dichter Hartmann gibt es weder dort noch in den Fragmenten; Hartmann von Aue wird als Dichter des *Ereck* allerdings auch in anderen mittelalterlichen Werken genannt. Bereits das Auftauchen der zweiten Wolfenbütteler Fragmente hat zu der These geführt, dass hierfür eine Autorschaft Hartmanns weniger wahrscheinlich sei als eine unabhängige, zweite *Ereck*-Version (vgl. ausführlich dazu NELLMANN 1982, S. 53 ff.), die durch die Zwettler Funde noch verstärkt wurde, zumal beide Fragmente sprachlich in den md. Raum weisen. Überraschend ist, dass die älteren Wolfenbütteler Fragmente, im Gegensatz zu den jüngeren, jedoch parallel zum (Hartmannschen) Text des *Ambraser Heldenbuchs* stehen (dass W ursprünglich zwei unterschiedliche Versionen vollständig enthalten haben könnte, ist schon von der Anlage der Hs. her auszuschließen). Ob allerdings auch die Überlieferung von K und V gleichermaßen wie W an anderer Stelle einen von Hartmann (bzw. vom *Ambraser Heldenbuch*) abweichenden und näher an Chrétien orientierten Text beinhaltet haben, ist indes weder auszuschließen noch zu belegen, da die entsprechenden Fragmente hierüber keine Auskunft mehr geben können.

möglich gewesen ist. Doch für solche oder ähnlich weitreichende Rückschlüsse ist das Material schlicht zu dürftig; man muss sich damit begnügen, den Befund zweier *Ereck*- Fassungen im 13. Jahrhundert, die nach Ausweis mindestens eines Textzeugen sogar in irgendeiner Weise miteinander verbunden sind, zu konstatieren.<sup>47</sup>

Da die textkritischen Editionen die Fragmentüberlieferung vor allem zur Bestätigung ihres rekonstruktiven Verfahrens herangezogen haben, ist deren Text in den Apparat verbannt und damit kaum mehr nachvollziehbar. Weist man jedoch jenseits aller stemmatischen Spekulationen zugunsten autorzentrierter Rekonstruktionsversuche den einzelnen Textzeugen keine unterschiedlichen Gewichtungen mehr zu, sondern jeweils den gleichen Stellenwert innerhalb der Überlieferung und Rezeption des *Ereck*, so ist die einzig mögliche Lösung eine Paralleledition sämtlicher Textzeugen. Erst eine allein an der handschriftlichen Überlieferung gewonnene und an der Textgeschichte ausgerichtete Edition ermöglicht es, die Rezeption des *Ereck* und damit seine faktische Erscheinungsform im mittelalterlichen Literaturbetrieb zu dokumentieren. Sämtliche Fragmente, und dazu gehören mit denen aus Wolfenbüttel und Zwettl auch die der ‚zweiten‘ Fassung, sind Rezeptionszeugnisse einer deutschsprachigen *Ereck*-Überlieferung, die nach jahrzehntelanger Entstellung grundsätzlich neu aufgearbeitet und ausgebreitet werden muss.

Daher ist es ein vorrangiges Anliegen der vorliegenden Ausgabe, diese Textgeschichte der *Ereck*-Überlieferung in ihrer Gesamtheit abzubilden, um einerseits die vorhandenen Fassungsdivergenzen vorzuführen, andererseits die immensen Veränderungen aufzuzeigen, denen der Text vom 12./13. bis ins 16. Jahrhundert unterworfen war, wobei das *Ambraser Heldenbuch* selbst schon als Zeugnis einer frühneuzeitlichen Mittelalterrezeption gelten kann und auch vorrangig als solches betrachtet werden sollte.<sup>48</sup> Sämtliche Textzeugen mit den verschiedenen Fassungen, die sie repräsentieren, müssen gleichberechtigt nebeneinander stehen: Diejenigen Fragmente, die einen gemeinsamen Textbestand mit dem *Ambraser Heldenbuch* aufweisen, sollen parallel zum *Ambraser Ereck* abgedruckt werden, um einen direkten Vergleich der verschiedenen Versionen zu ermöglichen. Auch wenn K und V keine Rückschlüsse auf eine gemeinsame Vorstufe der Vorlage Rieds zulassen, so werden in ihnen doch bis zu einem gewissen Grad die sprachlichen und semantischen Veränderungen sichtbar, die die Übertragung des Textes vom Mittelhochdeutschen ins Frühneuhoch-

<sup>47</sup> Für weitere Überlegungen zu den Fragmenten W I/II und Z vgl. die Vorbemerkung im Anhang.

<sup>48</sup> Die *Ereck*-Exzerpte aus dem *Friedrich von Schwaben* sind demgegenüber Rezeptionszeugnisse völlig anderer Art: Die mehrfache Übernahme einzelner Partien des *Ereck* (im Umfang von meist wenigen, maximal 38 zusammenhängenden Versen) bilden kein eigenständiges Textzeugnis dieses Erzählstoffes, sondern weisen auf dessen literarische Weitertradierung hin. Überlieferungsgeschichtlich ist zwar bemerkenswert, dass auch diese Zitate mit der Fassung des *Ambraser Heldenbuchs* konvergieren (vgl. dazu GÄRTNER 1984), als nicht-eigenständiger Textzeuge sind die Exzerpte jedoch für die vorliegende Edition nicht von Relevanz.

deutsche nach sich zieht. Unsere Edition möchte das Nebeneinander der z. T. völlig unterschiedlichen Textzeugen bewusst stehen lassen und daher nicht zugunsten einer Fragment-Lesart in den Text von A eingreifen: Solange der dort präsentierte Text in irgendeiner Weise verständlich bleibt und damit die Möglichkeit bietet, so von Ried bzw. seinen Lesern verstanden worden zu sein, sollen sämtliche Lesarten von A in der Edition auch beibehalten werden. Demgegenüber zeigen die ‚neuen‘ Wolfenbütteler sowie die Zwettler Fragmente im Anhang die enormen Fassungsdivergenzen auf, denen der Stoff im Mittelalter unterworfen war. Die Übersetzung folgt ausschließlich A und dient zusammen mit dem Kommentar vor allem der Verständnishilfe und der Erklärung philologischer Entscheidungen (vgl. dazu auch unten, zu den Editionsprinzipien).

Die vorliegende Ausgabe ist daher eine grundsätzliche Antwort auf die bisherigen Editionen mit ihrer weitreichenden Problematik, indem sie gerade nicht die vermeintliche Originalität einer ursprünglichen Überlieferung wiederherzustellen versucht, sondern die Eigenheiten mittelalterlicher Textualität und Medialität, die Unfestigkeit der Texte und den je unterschiedlichen Umgang mit stofflichen Gegebenheiten in der *Ereck*-Überlieferung erfasst. Nur so ist es möglich, den *Ereck* in seiner Geschichtlichkeit und seiner Rezeption vom 13. bis zum frühen 16. Jahrhundert zu begreifen und als kulturgeschichtliches Zeugnis zu betrachten.



# Überlieferung

## A Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. ser. nova 2663 ,Ambraser Heldenbuch', fol. 28rb–50vb

- Gestalt:** Sammelhandschrift. Pergament, 238 Blätter, 460 x 360 mm, Bozen 1504–1516/17. Vorsatzblätter Papier. Lagen meist Quaternionen. Lateinische Foliierung, fol. 128 fehlt (kein Textverlust), fol. 153 zweimal gezählt.
- Schrift:** Schriftraum: 360 x 234–245 mm, dreispaltig, 66–68 Zeilen. Verse nicht abgesetzt, Reimpunkte (auch als Doppelpunkte). Maximilianische Kanzleischrift, eine Hand (Hans Ried). Rote Überschriften und Großinitialen zu Beginn der Texte. Initialen und rote Tituli für Textabschnitte. Abwechselnd rote und blaue, meist dreizeilige Lombarden zur Markierung von Absätzen oder Strophen. Titelbild (fol. V<sup>v</sup>): zwei Ritter. Farbige Randdekorationen (Menschen, Pflanzen, Tiere, Putti, Ornamente), vor allem auf den Titelseiten. Goldschnitt.
- Einband:** Pappdeckel mit braunem Kalbleder (Mitte 19. Jh.), beklebt mit Resten des alten Ledereinbands, vorne und hinten Rollenmuster in Blinddruck (teils 19., teils 16. Jh.) Rücken: *Das Heldenbuch. 1517. N. 73* (der Illuminator hat im Querbalken der E-Initiale fol. 177<sup>vb</sup> und in dem Bild am rechten Rand von fol. 215<sup>r</sup> die Jahreszahl 1517 eingetragen).
- Entstehung:** Geschrieben von Hans Ried († 1516) im Auftrag Kaiser Maximilians I. Aus der Bibliothek Erzherzog Ferdinands von Tirol auf Schloss Ambras bei Innsbruck; erstmals erwähnt 1596. Mit anderen Werken aus der Ambraser Bibliothek nach Wien gebracht, zuerst ins Obere Belvedere, 1891 ins Kunsthistorische Museum; seit 1936 in der Österreichischen Nationalbibliothek.
- Schreibsprache:** Bairisch gefärbtes Frühneuhochdeutsch.
- Inhalt:** *Tabula des Heldenpûchs* fol. I<sup>\*r</sup>–IV<sup>\*v</sup>; Der Stricker: *Die Frauenehre* fol. 1<sup>ra</sup>–2<sup>rb</sup>; *Moriz von Craun* fol. 2<sup>va</sup>–5<sup>vc</sup>; Hartmann von Aue: *Iwein* fol. 5<sup>vc</sup>–22<sup>rc</sup>; Hartmann von Aue: *Die Klage* („1. Büchlein“) fol. 22<sup>rc</sup>–26<sup>va</sup>; *Das Büchlein* („2. Büchlein“) fol. 26<sup>va</sup>–28<sup>rb</sup>; Hartmann von Aue: *Ereck* (mit Mantel-Episode) fol. 28rb–50vb; *Dietrichs Flucht* fol. 50<sup>vc</sup>–75<sup>ra</sup>; *Rabenschlacht* fol. 75<sup>rb</sup>–92<sup>rb</sup>; *Nibelungenlied* fol. 95<sup>ra</sup>–127<sup>va</sup>; *Klage* fol. 131<sup>va</sup>–139<sup>vb</sup>; *Kudrun* fol. 140<sup>ra</sup>–166<sup>ra</sup>; *Biterolf und Dietleib* fol. 166<sup>rb</sup>–195<sup>vc</sup>; *Otnit* fol. 196<sup>ra</sup>–205<sup>vb</sup>; *Wolf Dietrich* fol. 205<sup>vb</sup>–214<sup>vc</sup>; *Die böse Frau* fol. 215<sup>ra</sup>–216<sup>vb</sup>; Herrand von Wildonie: *Die treue Gattin* fol. 217<sup>ra</sup>–217<sup>va</sup>; Herrand von Wildonie: *Der betrogene Gatte* fol. 217<sup>vb</sup>–218<sup>rc</sup>;

Herrand von Wildonie: *Der nackte Kaiser* fol. 218<sup>rc</sup>–219<sup>vc</sup>; Herrand von Wildonie: *Die Katze* fol. 219<sup>vc</sup>–220<sup>va</sup>; Ulrich von Liechtenstein: *Frauenbuch* fol. 220<sup>va</sup>–225<sup>tb</sup>; Wernher der Gartenære: *Helmbrecht* fol. 225<sup>tb</sup>–229<sup>tb</sup>; Der Stricker: *Pfaffe Amis* fol. 229<sup>tb</sup>–233<sup>vb</sup>; Wolfram von Eschenbach: *Titurel* fol. 234<sup>ra</sup>–235<sup>tb</sup>; *Brief des Priesterkönigs Johannes* fol. 235<sup>va</sup>–237<sup>vc</sup>.

*Literatur:* UNTERKIRCHER 1954; THORNTON 1961; JANOTA 1978; BECKER 1977, S. 153–155; SCHUBERT 2008.

*Abbildungen:* UNTERKIRCHER 1973; Digitalisat: [http://archiv2.onb.ac.at:1801/webclient/DeliveryManager?application=DIGITool-3&owner=resourcediscovery&custom\\_att\\_2=simple\\_viewer&pid=3332756](http://archiv2.onb.ac.at:1801/webclient/DeliveryManager?application=DIGITool-3&owner=resourcediscovery&custom_att_2=simple_viewer&pid=3332756)

## K Koblenz, Landeshauptarchiv, Best. 701 Nr. 759,14b

*Gestalt:* Pergament, 1 Doppelblatt, 225 x 150 mm, das drittinnerste einer Lage (nach BROMMER 1976)

*Schrift:* Schriftraum: 175 x 125 mm, einspaltig zu 35 Zeilen. Abwechselnd rote und blaue Initialen zur Markierung der nicht abgesetzten Abschnitte; Versenden jeweils durch einen Punkt gekennzeichnet. Keine Illustrationen. Schrift an manchen Stellen (durch Abrieb und durch einen Wasserfleck auf fol. 2) nur noch schwer zu entziffern.

*Entstehung:* 1. Hälfte 13. Jh. Das Blatt diente vermutlich im 15. Jahrhundert als Einband eines Amtsbuches (Register). Kein Besitzervermerk, aber Eintragungen auf fol. 2r (*Heppingen*) und 2v (*Heyppingen und Wylhelm Aeleff eydom zu Loyrstoerff und anlangen Heppingen und dero*) deuten auf die Herkunft aus einem Archiv der Herrschaft Landskron.

*Schreibsprache:* „rheinfränkische Abschrift einer (ost)oberdeutschen Vorlage“ (KLEIN 1988, S. 145).

*Inhalt:* *Ereck*, V. 8503–8686 und V. 9417–9585.

*Literatur:* BROMMER 1976; KLEIN 1988, hier S. 145; OVERGAAUW 2002, S. 433.

*Abbildungen:* BROMMER 1976, nach S. 190 (fol. 1v); Digitalisat (fol. 1v): [http://hvauep.uni-trier.de/kb\\_erec.php?q=manuscripts&manu=K#](http://hvauep.uni-trier.de/kb_erec.php?q=manuscripts&manu=K#)

## V St. Pölten, Niederösterreichisches Landesarchiv, Hs. 821

*Gestalt:* 1 Blatt, Pergament, nur einseitig beschrieben (recto-Seite), 330 x 245 mm

*Schrift:* Schriftraum: 263 x 170 mm, einspaltig, 45 Zeilen, von denen nur 31 beschrieben sind. Verse nicht abgesetzt. Textualis, eine Hand.

Ursprünglich zweispaltig eingerichtet, aber einspaltig über den Spaltenzwischenraum hinweg beschrieben. Verse durch Reimpunkte getrennt, Anfänge der Reimpaare in Majuskeln, Versanfänge zumeist durch rote Auszeichnungsstriche gekennzeichnet. Keine Illustrationen.

- Entstehung:* Südostdeutschland, letztes Drittel 14. Jh. 1559 als Umschlag für Akten der Herren von Walpersdorf verwendet (GÄRTNER 2006, S. XIV).
- Schreibsprache:* Bairisch-Österreichisch (KLEIN 1988, S. 146).
- Inhalt:* *Ereck*, V. 11028–11116 (Schluss des *Ereck*).
- Literatur:* VANCSA 1944/48; LACKNER 2000, S. 205 f.
- Abbildungen:* VANCSA 1944/48, S. 411–415; LACKNER 2000, S. 24 f. u. 205 f.; Digitalisat: [http://hvauep.uni-trier.de/kb\\_erec.php?q=manuscripts&manu=V#](http://hvauep.uni-trier.de/kb_erec.php?q=manuscripts&manu=V#)

## **W Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, zu Cod. Guelf 19.26.9 Aug. 4°**

- Gestalt:* 2 nicht ganz vollständige Doppelblätter + 9 Querstreifen eines weiteren Doppelblattes; ursprünglich ca. 210–220 x 135–140 mm

**Fol. III–VI** **Die „alten Fragmente“** (durch HEINEMANN 1898 erstmals bekannt gemacht): Zwei unregelmäßig beschriebene Doppelblätter, Textverlust durch Beschnitt: fol. IIv am linken Rand in Breite von ca. 2 Buchstaben, fol. IIIr am rechten Rand in Breite von ca. 6 Buchstaben, fol. IVv am linken Rand in Breite von ca. 9–10 Buchstaben, fol. III + VI am unteren Rand jeweils 2 Textzeilen, fol. IV + V am oberen Rand jew. 5 Zeilen. Jetzige Größe 146–150 x 207–210 mm.

- Schrift:* Schriftraum: ursprünglich ca. 170 x 100 mm. Eine Hand. Einspaltig, 23 Zeilen, Verse fortlaufend, aber durch Reimpunkte getrennt. Raum ausgespart für nicht ausgeführte Lombarden (zweizeilig) zur Markierung der nicht abgesetzten Abschnittsanfänge.

- Entstehung:* Um 1250 bis drittes Viertel 13. Jh. Die Blätter wurden als Makulatur für den Einband von Cod. Guelf 19.26.9 Aug. 4° verwendet (Vor- und Nachsatzblatt, Falze), einer 1433 datierten Papierhs. (Predigt-sammlung des Peregrinus von Oppeln). Schenkungsvermerk aus dem 15. Jahrhundert auf fol. 1r, aus dem hervorgeht, dass der Codex vom Kleriker Johannes Redeken an das Nonnenkloster Frankenberg verschenkt wurde, von wo er dann von Herzog August erworben wurde.

- Schreibsprache:* Mitteldeutsch/Niederdeutsch. Orientierung an die thüringisch-hessische Schreibsprache, aber von einem nd. Schreiber verfasst (nach KLEIN 1988, S. 147, und KLEIN 2007, S. 233).

*Inhalt:* 317 weitgehend mit A übereinstimmende Verse zwischen V. 5536 und 5819 des *Ereck*, davon 58, die an V. 5616 in A anschließen und eine Sinnlücke dort teilweise schließen. Die Textgestaltung weist charakteristische Unterschiede zu A (sowie zu K und V) auf, so sind wiederholt in unregelmäßigen Abständen Dreireime zu beobachten, außerdem sind die Namensformen divergierend (u. a. Walwein statt Gawein).

**Fol. I/II** **Die „neuen Fragmente“** (erstmal beschrieben von MILDE 1978): 9 Streifen eines zerschnittenen Doppelblattes, ca. 210 x 10 mm (etwa 2/3 eines Blattes). Lagenzeichnung IX auf fol. IIv. Die Streifen waren als Falze zur Verstärkung des Einbands in Cod. Guelf 19.26.9 Aug. 4° eingeklebt.

*Schrift:* Schriftspiegel nur aus den ‚alten‘ Fragmenten erschließbar; alle weiteren Kennzeichen wie dort. Eine nicht ausgeführte einzeilige Lombarde auf fol. Ir.

*Inhalt:* 157 ganz oder z. T. äußerst bruchstückhaft erhaltene Verse eines Textes, der völlig unabhängig von A ist und zwei Episoden präsentiert, die inhaltlich viel näher an Chrétiens *Erec* orientiert sind und somit die Existenz eines zweiten *Erec*-Romans belegen, der, wie W III–VI zeigen, mit der Version, wie sie A (mutmaßlich Hartmanns Text) präsentiert, kompiliert wurde.

*Literatur:* HEINEMANN 1900/1966, S. 281 (Nr. 3206); LINKE 1968, S. 171 (Nr. 3); GÄRTNER 1982; MILDE 1982; NELLMANN 1982; KLEIN 2007.

*Abbildungen:* MILDE 1978 nach S. 362 (Abb. 1 u. 2); MILDE 1982 nach S. 200; NELLMANN 1982 nach S. 40 (Abb. 1–3); SCHNEIDER 1987: Tafelband, Abb. 116. Digitalisat: <http://diglib.hab.de/mss/19-26-9-aug-4f-a/start.htm>

## Z Stift Zwettl, Stiftsbibliothek, ohne Signatur, Fragm. Z 8–18

*Gestalt:* 11 Pergamentstücke, unregelmäßig in Schreibrichtung beschnitten (fol. 14 quer zur Schreibrichtung), 6 Stücke ca. 40x75 mm, 4 Stücke ca. 40x30 mm, 1 Stück 72 x 35 mm groß; zwischen 5 und 14 Schriftzeilen sind noch erhalten.

*Schrift:* Verse fortlaufend, durch Reimpunkte abgetrennt, einige Versanfänge mit Majuskeln gekennzeichnet, einspaltig (Schriftspiegel um die 30 Zeilen), eine Hand. Charakteristika mittel- und niederdeutscher Hss. und Einflüsse der Urkundenschrift. Auf Blatt 14v ist Raum für eine nicht ausgeführte Lombarde ausgespart.

*Entstehung:* 2. Viertel bis Mitte 13. Jh. Vermutlich Reste eines Doppelblatts, das zur Verstärkung des Einbands eines Barockbuches makuliert wurde;

Provenienz unklar. Die Stücke wurden bereits in den 1960er Jahren aus dem Trägerband entfernt, auf Zeitungspapier in eine Schachtel gelegt und dann vergessen; erst 2002 erneut gefunden; fol. 18 ist erst 2013 aufgetaucht. Der Zustand der Fragmente ist daher ausgesprochen schlecht: Durch Verleimung und Abschabungen, Abklatsch u. a. von Zeitungspapier, Feuchtigkeitsflecken, Risse, Knicke etc. ist die Lesbarkeit sehr stark beeinträchtigt und meist nur noch unter UV-Licht möglich, einzelne Buchstaben sind an manchen Stellen gar nicht mehr erkennbar.

*Schreibsprache:* Mitteldeutsch mit niederdeutschen Einflüssen, ähnlich wie W von einem niederdeutschen Schreiber, der sich an der thüringisch-hessischen Schreibsprache orientierte (KLEIN 2007, S. 239).

*Inhalt:* Bruchstücke eines *Ereck*-Romans, der wie W I/II keine Gemeinsamkeiten mit A aufweist und sich viel stärker an Chrétien's Fassung orientiert. Neben der inhaltlichen Ausrichtung an Chrétien sprechen v. a. die gemeinsame Schreibsprache und auch hier zu rekonstruierende Dreireime dafür, dass W und Z in engem Zusammenhang stehen und möglicherweise sogar auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen.

*Literatur:* GÄRTNER 2004; NELLMANN 2004; SPRINGETH et al. 2005; KLEIN 2007; GLAUCH 2009; HAMMER / REUVEKAMP-FELBER 2014, S. 419–426.

*Abbildungen:* ZIEGLER 2002, S. 43–59 und Abb. 8–17; SPRINGETH et al. 2005 (qualitativ schlechte Abb.), HAMMER / REUVEKAMP-FELBER 2014 (Abb. von Z 18).



## Editionsprinzipien

Die Darlegungen zur Konzeption der Ausgabe in der Einleitung machen deutlich, dass es trotz oder gerade wegen aller philologischen Fortschritte keinen wissenschaftlich fundierbaren Weg gibt, sich von der überlieferten Gestalt des Textes zu lösen und vermeintlich ältere oder gar ursprüngliche morpho-syntaktische Formen herzustellen, mutmaßlich genuine Reime zu rekonstruieren oder ein geglättetes, weil angeblich ursprünglicheres Metrum einzurichten. Zum einen weil die Maßstäbe zur Rekonstruktion, sei es in sprachlicher, sei es in metrisch-formaler Hinsicht, schlicht nicht hinreichend bekannt sind; zum anderen weil eine rekonstruierende Rückübersetzung, wie sie der *Ereck*-Philologie zwei Jahrhunderte lang als einzig zulässig galt, auf höchst unsicheren sprachhistorischen und formal-metrischen Regeln fußt. Zudem besteht dringend der Verdacht eines gewissen Zirkelschlusses: es gibt eindeutige Belege dafür, dass von den Philologen des 19. Jahrhunderts rekonstruierte Formen oder gar konjizierte Wörter zuweilen rasch Eingang in die Lexika fanden und dadurch die Herstellung den Charakter eines historischen Belegs erhielt und zur Norm wurde. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass bei Rekonstruktionen sehr oft subtile Details der sprachlichen Formung verlorengehen, wo es doch eine wesentliche Aufgabe von Edition ist, eben diese Besonderheiten zu bewahren und sie den Lesern zugänglich zu machen. Ziel dieser Ausgabe ist somit die Wiedergabe und Aufarbeitung von Hans Rieds *Ereck*-Text in seiner Vollständigkeit (also einschließlich der Anfangsepisode, die üblicherweise getrennt wird) und vom Text der Fragmente in seiner überlieferten Form.

Um der Dominanz von A im Überlieferungskontext als einzigen weitestgehend vollständigen Textzeugen Rechnung zu tragen, stellen wir diesen Text in den Mittelpunkt unserer Edition und geben ihn (abgesehen von den weiter unten vermerkten Eingriffen) in der Gestalt wieder, in der er uns überliefert ist. Da wir gleichzeitig die Fragmente, die ja ebenfalls wertvolle Textinformation liefern, nicht unterbewerten möchten, drucken wir diejenigen, die einen mit Hs. A vergleichbaren Text enthalten (K, V und W III–VI), parallel zu A ab. Das bedeutet, dass wir auch eine neue Verszählung einführen, die zum einen die ‚Mantel‘-Episode einbezieht, zum anderen die von der Forschung hinzugefügten Verse nicht mit transportiert. Die traditionelle Verszählung setzen wir an den rechten Rand. Da sich unsere Edition an A orientiert, fügen wir zwar die Zusatzverse der Fragmente von W III–VI ein, geben ihnen jedoch eine untergeordnete Zählung. Nur die beiden Fragmente, die offenbar eine andere Fassung der *Ereck*-Geschichte wiedergeben (WI/II und Z) verschieben wir in einen Anhang.

Neben dem Prinzip der treuen Wiedergabe des überlieferten Materials ist es jedoch ebenso eine wichtige Aufgabe von Editionen, die Reproduktion historischer Werke dem Benutzer in Form eines lesbaren Textes zur Verfügung zu stellen, der sich ohne spezielle Einarbeitung in die Besonderheiten mittelalterlicher Schriften oder in die Schreibsprache der Handschrift verstehen lässt. Die frühneuhochdeutschen Graphien und Schreibgewohnheiten Hans Rieds im Ambraser Heldenbuch sind

einerseits in vielerlei Hinsicht überraschend exakt und konstant (er unterscheidet z. B. recht systematisch zwischen der Konjunktion *daz* und dem Artikel *das*, sowie zwischen lokalem *da* und temporalem *do*), andererseits aber auch regellos, häufig experimentierend und absichtlich variierend (z. B. fol. 26<sup>th</sup>, Zeile 1: *Awbe auwe vnd awe*, für das, was normalisiert *owê*, *owê und owê* wäre) und oft auch anscheinend kalligraphisch-ästhetisch motiviert; eine moderne Vorstellung von ‚Orthographie‘ ist ihm unbekannt. Nicht alles kann wiedergegeben werden; einem modernen, nicht-spezialisierten Leser sind Kürzel, Kringel, drei oder vier verschiedene Grapheme für dasselbe Phonem und dergleichen Phänomene nicht zuzumuten – ganz abgesehen von der Schwierigkeit, diese mit modernen Drucktypen nachzubilden.

Unsere Edition ist daher bei allem Bemühen um Treue zum überlieferten Text zugleich pragmatisch an Lesbarkeit und Benutzbarkeit orientiert. Das bedeutet eine Gratwanderung zwischen Pragmatik und Historizität, und es bedeutet, dass man Kompromisse schließen muss, deren Regeln nicht alle objektivierbar sind und auf unserer Vorstellung von Lesbarkeit beruhen. Vollständige Konsequenz ist nicht zu erreichen. Unser Bestreben dabei ist es, einerseits Verwechslungsmöglichkeiten zu vermeiden und Verstehbarkeit ohne Detailkenntnisse in historischer Dialektologie oder Schreibsprachenkunde zu erreichen, andererseits aber in die Sprache und ihre vermutliche Phonetik so wenig wie möglich einzugreifen. Wo wir schwer lesbare oder lesehinderliche Graphien finden, deren phonetische Bedeutung wir nicht sehen können, vereinfachen wir; wo wir phonetische Bedeutung in Varianten oder ungewöhnlichen Graphien finden oder vermuten, lassen wir diese bestehen, auch wenn sie von einem gewohnten und einheitlichen Lesebild abweichen.

Um diese Kompromisse zu kompensieren, stellen wir die Transkriptionen der Handschrift und der Fragmente zur Verfügung. Auf diese Weise können wir dem allgemeineren literaturwissenschaftlichen Publikum eine etwas lesbarere Edition bieten, ohne hingegen den Spezialisten und den Sprachhistorikern eine exakte Wiedergabe der Graphien vorzuenthalten. Die Transkription ermöglicht auch die bessere Nachprüfbarkeit unserer editorischen Entscheidungen, vor allem dort, wo wir stillschweigend regulieren. Nicht zuletzt erlaubt das Digitalisat der Handschrift, das jetzt die Österreichische Nationalbibliothek zur Verfügung stellt, vollständige Überprüfbarkeit am Original – in Farbe und hoher Auflösung.

Unserem Bemühen um Verstehbarkeit dient auch die parallel gesetzte Übersetzung. Sie soll nicht ein bloßer Notbehelf für Lernende und Nicht-Germanisten sein, sondern ist integraler Bestandteil unserer Edition: Sie erübrigt oft Kommentierung von Wörtern und Ausdrücken und vor allem führt sie überall dort, wo wir entgegen jahrzehntelangem Usus nicht emendieren oder ergänzen, vor, wie wir den überlieferten Text verstehen und warum wir ihn daher bewahren. Sie erleichtert damit erheblich den Kommentar, dem außer den philologischen Problemen nur noch vereinzelt die Besprechung oder Klärung schwieriger Konstruktionen oder Wortformen zukommt. Die Übersetzung will mittelalterliche Sprache nicht nachbilden, sie vereinfacht daher öfters verschachtelte syntaktische Strukturen mittelalterlicher Vers-

sprache. Sie erhebt auch keinen ästhetischen Anspruch, sondern möchte lediglich den Text so auf Neuhochdeutsch wiedergeben, dass er möglichst genau Sinn und Nuancen erfasst. Die Übersetzung folgt A und lässt die Fragmente unberücksichtigt.

Selbstverständlich hat auch ein so sorgfältiger Schreiber wie Hans Ried Fehler gemacht, wenn auch erstaunlich wenige, wenn man als Maßstab nicht eine subjektive (oder kollektive) Vorstellung von klassischer mittelhochdeutscher Dichtung und von Hartmannscher Sprache wählt, sondern allein die Verständlichkeit des überlieferten Textes. Wo Sätze keinen Sinn ergeben oder deutlich widersprüchlich sind, wo Worte vorkommen, die nicht weiter belegt sind und deren Bedeutung sich nicht erschließen lässt, haben wir korrigierend eingegriffen. Es handelt sich um wenige Dutzend Fälle. Der Apparat verzeichnet die Lesung der Handschrift. Die Fragmente erhalten dort, wo sie abgedruckt werden, ebenfalls einen Apparat, der gesondert unter den ersten gestellt wird.

Unser Stellenkommentar diskutiert und rechtfertigt problematische Stellen oder editorische Entscheidungen. Er setzt sich somit naturgemäß auch immer wieder mit den Eingriffen auseinander, welche die bisherigen Editionen durchgeführt haben.

Im Einzelnen bestehen unsere Regulierungen erstens in einer Einrichtung des Textes die weitgehend (aber nicht ausschließlich) den Lesegewohnheiten eines gedruckten Buches entspricht:

- Wir drucken den Text in abgesetzten Versen ab. Die Versgrenzen der Reimpaare werden in der Regel durch sogenannte Reimpunkte angegeben: In A durch einen auf halber Zeilenhöhe stehender einzelner Punkt · beim ersten Vers und einem Doppelpunkt : beim zweiten Vers des Paares; in den Fragmenten stets nur durch den einfachen Punkt.
- Wir nummerieren die Verse durch, führen somit eine neue Zählung ein, die den ‚Mantel‘-Teil, der ja integraler Bestandteil des Ambraser Textes ist, einschließt. Die alte Verszählung der *Ereck*-Ausgaben wird am rechten Rand mitgeführt.
- Ebenfalls rechts neben dem Text sind in römischen Ziffern und in eckigen Klammern die Spalten- und Seitenwechsel der Handschrift angegeben; der genaue Ort des Wechsels ist im Text durch einen senkrechten Strich | markiert.
- Initialen und Lombarden der Handschrift, markieren wir durch Fettdruck. Eine Initiale findet sich nur zu Beginn unseres Textes (V. 1). Lombarden, also kleinere, farbig markierte ‚Initialen‘ oder Großbuchstaben am Anfang einer Zeile, meist in dreizeiliger Höhe und abwechselnd in blauer und roter Tinte gemalt, stehen in unregelmäßigen Abständen und markieren Absätze unterschiedlicher Länge und Art; eine inhaltliche Logik lässt sich meist, wenn auch nicht immer erkennen, sie mag zuweilen auch nur ästhetischer Natur gewesen sein.
- Wir verwenden moderne Buchstabentypen und vereinheitlichen die zum Teil verschiedenen Graphien, wenn es sich nach unserer Einschätzung um denselben Lautwert handelt (etwa verschiedene Formen von <s> oder <r> oder <d> oder <z>).

- Wir respektieren die Groß- und Kleinschreibung der Handschrift. Um von Majuskeln zu reden, muss nach unserer Einschätzung der Schriftzug anders sein als bei der Minuskel – die Entscheidung ist auch so manchmal grenzwertig. Trotzdem scheint es uns wichtig zu dokumentieren, dass es so etwas wie Groß- und Kleinschreibung gibt, die nicht nur ornamentalen, sondern auch semantischen oder syntaktischen Wert hat (etwa die tendenzielle Großschreibung von Pronomina, von Namen oder von zentralen Termini der Hof- und Adelsgesellschaft, aber auch die Unterscheidung von Wortklassen: Pronomen *In* gegen Präposition *in*); vgl. ROTZAL 2011.
- Die Getrennt- und Zusammenschreibung folgt der Handschrift (wobei der handschriftliche Befund nicht immer eindeutig ist). Nur in ungewöhnlichen Fällen greifen wir ein, z. B. bei eindeutigen Komposita, die auseinander geschrieben werden (*augen wayde*, *verch wunder*), bzw. umgekehrt bei ungewöhnlichen Zusammenschreibungen, deren Kompositum-Charakter fraglich erscheint (*zeknechte*, *verlornnerfunden*); und immer nur, sofern wir keine semantische oder syntaktische Relevanz erkennen. Wir markieren diese Eingriffe nicht, weil wir sie als ‚Normalisierung‘ betrachten, vermerken jedoch im Apparat die Schreibung der Handschrift. Häufige Ausdrücke, bei denen aber Zusammen- und Getrenntschreibung stark schwanken, wie *beinamen* / *bei namen*, *zehant* / *ze hant*, *sovil* / *so vil*, *zesamen* / *ze samen*, *wolgeschach* / *wol geschach* usw. folgen stets der Schreibung Rieds.
- Wir lösen Kürzel auf. Im Ambraser *Ereck* finden sich nur zwei Typen von Kürzeln: Nasalstrich (der im Deutschen eher als Lautergänzungsstrich zu bezeichnen wäre, weil er im Unterschied zum lateinischen Schriftwesen nicht *m* oder *n* ersetzt sondern den dazugehörigen Vokal) wird zu *n* oder *en* oder *e* aufgelöst; *r*-Kürzel (aufwärtsweisender, nach links gebogener Krinkel, ausgehend vom Wortende) wird zu *r* oder *er* oder *re* aufgelöst, gemäß den nicht mit Kürzel geschriebenen Formen der Handschrift (*hrn* + Kürzel > *herren*; *hr* + Kürzel > *herr*; *her* + Kürzel > *herre*).
- Interpunktion setzen wir nach modernen Regeln und entsprechend unserem Verständnis des Textes. Am Verseende großzügig, im Versinneren deutlich vorsichtiger. Zuweilen verwendet Ried den Reimpunkt im Versinneren offenbar als Interpunktionszeichen, was wir übernehmen. *Constructio apo koinou* ist durch fehlende Satzzeichen deutlich, so auch in der Übersetzung. Direkte Rede wird durch Anführungszeichen markiert; nach *inquit*-Formeln setzen wir Doppelpunkt.
- Wir setzen keine Längenzeichen über Vokale (^). Wir gehen davon aus, dass eine anzunehmende Vokallänge vom Nhd. her für das Textverständnis richtig erkannt werden kann. Zum Teil ist bei Hans Ried Vokallänge durch Doppelvokal markiert (etwa *eere* = mhd. *êre*; *wee* = mhd. *wê*), was wir belassen. Problematisch ist lediglich die Graphie *an*, die sowohl die Präposition *an* wie auch die Konjunktion *ohne* (mhd. *âne*) bezeichnen kann; oft (aber nicht immer) ist die Konjunktion durch ein Diakritikum über dem *a* markiert: wir geben sie in diesen Fällen als *ān* wieder.

Wo Ried auf *an* kein Diakritikum setzt fügen wir dies nicht hinzu; der Übersetzung lässt sich in diesen Fällen leicht entnehmen, ob es als Präposition oder als Konjunktion zu lesen ist. Zweimal schreibt er *one* mit Diakritikum auf dem *o*; wir drucken es parallel zum vorigen Fall als *ōne* ab.

Zweitens bestehen unsere Regulierungen in einer Systematisierung der Graphie des Textes:

- Den für mittelalterliches und frühneuzeitliches Schrifttum typischen, unsystematisch wechselnden Gebrauch von <u> und <v> regulieren wir: <u> bezeichnet den Vokal (*vnd* > *und*), <v> den Konsonanten (*graue* > *grave*). Der Frikativ /f/ ist bei Ried wechselnd durch <v> oder <f> bezeichnet – hier folgen wir der Hs.
- Den ebenso typischen, unsystematisch wechselnden Gebrauch von <i> und <j> regulieren wir nach nhd. (wie ‚normal‘-mhd.) Gewohnheit: <i> setzen wir, wo der Vokal bezeichnet ist (*jmm̄er* > *immer*), <j> wo der Halbvokal gemeint ist (*ia* > *ja*; *iammer* > *jammer*).
- <y> (auch oft als <ÿ>) hat eindeutig immer den Lautwert des Vokals /i/, daher schreiben wir es als <i> (*sÿ* > *si*; *-ay-* > *-ai-*).
- Die im Fnhd. häufigen Doppelkonsonanten (<ck> / <gk> / <dt> / <sz> / <ss> / <tz>) bewahren wir, auch das Spross-*b* in <-mt-> und <-mk->Verbindungen (*kumbt* oder *frumbkait*); sogar ein <tz-> im Anlaut (*tzwang*) haben wir beibehalten. Demgegenüber vereinfachen wir Digraphen (zwei gleiche Konsonanten hintereinander), wenn sie sich im Nhd. nicht durchgesetzt haben (*hilfe* > *hilfe*; *kemmenate* > *kemenate*; *gefanngen* > *gefangen*; *anntwurt* > *antwort*; *miette* > *miete*; *fünff* > *fünf*), denn der Lautwert bleibt für einen modernen Leser derselbe und die Schreibung irritiert unnötig. Hingegen lassen wir jene Digraphen unberührt, die sich im Nhd. durchgesetzt haben (*erkannt*, *hetten*, *nimmer*). Eine Ausnahme machen wir nur bei Worten, deren Bedeutung sich zum Nhd. verschoben hat, wodurch es zu Missverständnissen kommen könnte: aus einem *ellenden man* machen wir keinen *elenden man*.
- Eigennamen regulieren wir graphisch nach diesen Regeln. Doch im übrigen behalten wir die Form bei, in der sie in der Hs. stehen. Die *Ereck*-Philologie hat zwar große Leistungen bei der Identifizierung der Namen im Vergleich mit anderen deutschen oder französischen Texten erbracht. Wir verzichten jedoch auf eine Rekonstruktion von Namensformen, die auch so, wie sie überliefert sind, oft sprechend und interessant genug sind. In der Übersetzung verwenden wir meist einheitlich nur die häufigste Namensform; nur bei den Figuren Keie und Gawein bewahren wir die Variationen der Handschrift, weil sie mehr oder weniger eindeutig sprechend sind und die Varianten zudem teils erhebliche Differenzen aufweisen (*Walwein* – *Gawein*).
- Das Graphem <w> in den Diphthongen <ew> und <aw> geben wir als <u> wieder (>*eu*, >*au*). Zu den oft vorkommenden diakritischen Zeichen (<ú> oder <ŵ>) vgl. weiter unten im Abschnitt zu den Diakritika.

- Das Spross-*e* (= paragogisches oder epithetisches <e>, Fnhd. Gramm. § L 41), insbesondere das Spross-*e* in der 3. Pers. Ind. Prät. (*er gienge, er schiede*), behalten wir bei; dazu Fnhd. Gramm. § M 91.
- Ried markiert öfters die a- und (seltener) die u-Umlaute von konjunktivischen Verbformen nicht. Manchmal ist die Form dennoch als Konjunktiv erkennbar (*si die schöneste ware*); in diesen Fällen greifen wir nicht ein, vgl. Fnhd. Gram. § L 18, Anm. 4. In den Fällen aber, in denen die überlieferte Form mit dem Indikativ verwechselt werden kann (*so waren sie im entritten gar*), stellen wir den Umlaut her und markieren den Eingriff durch Kursivierung im Text.
- Öfter sind die *i*-Punkte nach rechts verrutscht. In der Regel erscheint die Auflösung unproblematisch (z. B. *uistieren* statt *iustieren*) und wird stillschweigend hergestellt. In Zweifelsfällen (z. B. *luige ich*, 5053, statt *liuge ich*) halten wir die Lesung der Handschrift im Apparat fest, kursivieren aber den Text nicht.
- Die Behandlung der diakritischen Zeichen über Vokalen und Halbvokalen verdient eine etwas längere Erklärung. Ried benutzt eine große Fülle solcher Zeichen und Diakritika, und die Schwierigkeit für den Leser besteht darin, dass verschiedene Zeichen Gleiches bedeuten können wie auch gleiche Zeichen Verschiedenes. So ist der Laut /üe/ etwa als <üe> und <ûe> und <ue> und <ûe> geschrieben; jedes von diesen vieren kann auch /uo/ meinen. /uo/ kann aber auch als <û> oder <û> oder einfaches <u> geschrieben sein. Umlaute sind grundsätzlich durch diverse diakritische Zeichen markiert, zuweilen aber werden sie auch mit dem Buchstaben ohne jedes Diakritikum geschrieben. Ein Vokalgraphem mit Diakritikum markiert häufig keinen Umlaut oder Diphthong, sondern ersichtlich den Grundvokal, so vielfach bei /u/ oder vokalisch zu lesendem /v/, zuweilen auch bei /o/. Da eine Systematik nicht oder nur im Ansatz zu erkennen ist und keine sicheren Entscheidungen über den von Hans Ried gemeinten phonetischen Wert getroffen werden können, regulieren wir wie folgt:
  - <a> und <o>: jedes Zeichen über diesen Vokalen macht aus ihnen einen Umlaut, und dieser wird als <ä> bzw. als <ö> wiedergegeben. Ausnahme ist das Wort *óne*; vgl. dazu oben, was zu Längenzeichen über den Vokalen gesagt wurde.
  - <e>: ein Umlautzeichen verwandelt dieses Graphem in das Phonem /ä/ und wird auch als <ä> wiedergegeben.
  - <u> und <v>: ein eindeutiges Trema über diesen Graphemen (Ried benutzt einerseits doppelte Strichelchen, die er bindet und die einst als kleines a gedeutet wurden, sowie andererseits ein reguläres, wenn auch nach rechts ansteigendes Trema) deuten wir und schreiben wir als <ü>; einen eindeutigen geschlossenen Kringel (<û> bzw. <v̂>) geben wir als <û> wieder; bei allen anderen Zeichen über diesen Graphemen schreiben wir schlicht <u>.
  - <w>: Zeichen über diesem Graphem lassen wir weg, weil wir glauben, dass sie keinen Lautwert haben.

- <au>, <aw>, <eu>, <ew>: aus demselben Grunde streichen wir diakritische Zeichen über dem zweiten Graphem dieser Diphtonge (auf dem ersten kommen sie nicht vor) und schreiben <au> und <eu>. Nur in den seltenen Fällen, in denen ein *aú* oder ein *áw* möglicherweise einen /oi/-Diphtong meinen könnte (*raúbere*) behalten wir die Markierung.

Diese Vielfalt und starke Variation der Diakritika (die an Beliebigkeit grenzt) könnte mit dem Schreibprozess in Verbindung stehen: Sie sind sichtlich mit weniger Tinte und sehr fein geschrieben, offenbar mit einer anderen Feder; das bedeutet, dass der Schreiber wahrscheinlich zunächst eine Partie Text schrieb und danach die Feder wechselte und die Zeichen nachtrug. So erklärt sich die fehlende phonetische Systematik, ja auch das Ausbleiben und die Verschiebung diakritischer Zeichen oder i-Punkten, weil einerseits leicht Verwechslungen entstehen können und andererseits sichtlich graphisch-kalligraphische Gesichtspunkte eine Rolle spielten.

Für die Fragmente, die parallel zum Text des *Ambraser Heldenbuchs* gedruckt erscheinen, gelten die gleichen Prinzipien, wenn auch dort die für das frühe 16. Jahrhundert typischen Schreibformen, die in A vorkommen, nicht präsent sind. Spezifisch für die Fragmente ist nur folgende graphische Regulierung zu verzeichnen:

- Den für deutsche Handschriften des 13. Jahrhunderts typischen, unregelmäßigen Gebrauch von <c> für <z> (/ts/) vereinheitlichen wir, auch aus Gründen der Lesbarkeit, zu <z>. Die Kürzel *dc* lösen wir auf zu *daz*.

Für die Fragmente im Anhang verweisen wir auf die Einleitung zu ihnen.

Jeder Eingriff in den überlieferten Wortlaut, der über diese Einrichtungsregeln hinausgeht, wird im Text kenntlich gemacht, indem die veränderten oder hinzugefügten Buchstaben oder Worte kursiv gesetzt werden. Bei Auslassungen werden die Buchstaben davor und danach kursiviert. Im Apparat steht die exakte Lesung der Handschrift.

Bei der Einrichtung des Parallelsatzes bedeutet ein senkrechter Strich auf Zeilenmitte, dass der Vers im entsprechenden Überlieferungsträger ohne materiellen Verlust nicht existiert. Die zahlreichen Lücken in den Fragmenten sind, wo es vertretbar erschien, in eckigen Klammern (bei vollständigem Verlust durch Beschnitt) oder in Kursivdruck (bei Unlesbarkeit) rekonstruiert, um eine höhere Lesbarkeit zu bieten.



---

**Ereck**



## Übersetzung

Erneut von König Artus und seinen Hofleuten, auch von Helden und von Taten, so von den Herren Gawain, Keie, Ereck – wegen eines Mantels, den die Ehefrau des König Artus und andere Damen anziehen mussten, wodurch man ihre Treue erkennen konnte. Besonders von Ereck und seiner Frau ein Großteil und schöne Lektüre.

Sie verschweigt keinesfalls,  
was zur Tüchtigkeit  
führt und gehört.  
Wo das Erzählen zu Ende geht,  
5 schmerzt es denjenigen von Herzen  
(weil man ihm die Freude nimmt),  
der ein edles Wesen hat und in Freude lebt,  
denn Gutes entspricht den Guten.  
Was aber die Bösen betrübt,  
10 ist einfach ersichtlich,  
denn ihnen entsprach nie ein edles Wesen,  
sondern ausschließlich Schande und Ehrlosigkeit.  
Nun seht, wie ungleich sie streben:  
was die Bösen meiden,  
15 das lieben hingegen die Guten.  
Würde man sie voller Kühnheit  
miteinander kreuzen,  
sodass sie sich  
zusammen verbänden:  
20 Wir würden falsch handeln,  
wenn wir das beehrten.  
Oder möchtet ihr etwa, dass ein böser Mensch  
ein edles Wesen besitzen könnte  
und der Tüchtige dieses manchmal  
25 aufgeben wollte?  
Sie sind nicht zu vergleichen,  
denn die Bösen die sind böse.  
Das werde ich ihnen erläutern:  
Man sagt, dass das Leben des König Artus,  
30 der damals zu seiner Zeit

- trüg in seinen zeiten,  
 davon noch so weiten  
 sein nam ist bekant,  
 des leben noch vil wol bewant  
 35 Bei disen zeiten ware,  
 wann daz uns der märe  
 sovil behalten hat sein hail.  
 so was der ein michel tail,  
 der wir wurden geteuret,  
 40 Wann das bas steuret  
 gûtes mannes wirdikait,  
 daz man gesihet, dann daz man sait.  
 doch hilfet jetweders wol,  
 wann aines dem andern helfen sol;  
 45 es daugt anders nicht:  
 wann was dem man geschicht,  
 was taugt Ir einem das,  
 Er sag es auch denn fûrbas?  
 so mag es zu frummen kumen.  
 50 was ich davon han vernumen,  
 des wil ich euch gewern,  
 Wann ich wil auch des gern,  
 wer freude hat und geit,  
 wann daran wil ich mein zeit  
 55 schon ân laster wenden  
 und wil damit enden  
 meine zeit nach der saldén los,  
 daz Ich valbe freuden plos.  
**Ein** abenteure da geschach  
 60 in den zeiten, die gesprach  
 einen auf ze roilant:  
 künig artus, der Engelant  
 Und Britanie wíelt,  
 daz Er so behielt,  
 65 also noch ist ze bekennen.  
 man höret In heut nennen  
 nicht anders, dann Er heute lebe.  
 sein tugent von der sâlden gebe  
 hat im das gefúeget,  
 70 Wann In nie genúeget  
 was ze werden freuden stúnd,  
 als uns noch ze wissen túnd

- der Tüchtigste war,  
weswegen noch sein Name  
in vielen Ländern bekannt ist,  
auch noch
- 35 heutzutage vorbildlich ist,  
weil uns die Erzählungen  
so viel von seinem Wohlergehen überliefert haben.  
So gab es viele von ihnen,  
die uns gebessert haben,
- 40 doch verhilft einem guten Menschen  
eher das zur Tugendhaftigkeit,  
was man sieht, als das, was man erzählt.  
Doch hilft beides gut,  
wenn es sich ergänzt.
- 45 Anders taugt es nicht,  
denn welche Erfahrung ein Mensch auch macht:  
was nutzt diese einem anderen,  
wenn er sie nicht weitergibt?  
Nur so kann sie nützlich werden.
- 50 Was ich darüber gehört habe,  
das will ich mit euch teilen,  
denn ich möchte auch  
Freude haben und schenken,  
sowie meine Zeit
- 55 bis zu meinem Lebensende  
schicksalhaft und ohne Schande  
damit verbringen,  
nicht freudlos zu altern.  
Ein Abenteuer
- 60 ergab sich damals, das von einem  
aus den Königslanden handelte:  
von König Artus, der über England  
und Britannien herrschte,  
die er so regierte,
- 65 wie noch zu sehen sein wird.  
Wenn sein Name heutzutage genannt wird  
dann nicht anders, als lebe er noch heutzutage.  
Sein vom Schicksal verliehenes edles Wesen  
hat ihm das eingebracht,
- 70 denn er konnte nie genug bekommen  
von herrlichen und freudvollen Zeiten,  
wie wir es aus zahlreichen

- vil manige abenteure,  
 die von seiner teure  
 75 uns vil manige tugent sagent.  
 Mich wúndert, daz nicht enklagent  
 die leut mit gemainem rúf,  
 daz es got je geschúf,  
 daz aller tugent orthabe  
 80 uns ist so gezugket abe,  
 daz | er nicht immer leben solte. XXVIIIva  
 daz merer tail aber das verdolde,  
 dann ob Er wære, daz Er nicht sei.  
 wie mochten si im der wercke bei  
 85 gesteen, da si den namen  
 fliehen? Ich wáne, Si schamen  
 In täten oder mere.  
 des mocht Ir dhein sein Eere  
 bei diser Zeit gezeigen.  
 90 des ist Er wol ze wainen.  
**W**ar er für, der kúnig Artús,  
 da stúend jedoch hie sein hus,  
 mit aller schlachte beraitschaft,  
 meide oder knechte,  
 95 allen nach Ir rechte,  
 als ob Er ware an ainer stat,  
 on die Er dar pat  
 und ân frömbds gesinde,  
 wann Er die leute minde,  
 100 des zoch im deste mer zú.  
 denselben Siten mag man nú  
 sehen an einem milten man,  
 der niemand nicht versagen kan  
 und der so wirt vermäret.  
 105 den die gabe nicht beschwäret,  
 der vindet Ir genúg, die si nement,  
 so si den willen von im vernement.  
 des alles noch vil erget.  
 einen andern site der kunig het:  
 110 als Er sprach die hochzeit,  
 wohin si dann ward geleit,

---

79 ort habe 90 zewainen 91 Wär 93 allerschlachte

- Abentuergeschichten kennen,  
die von seinem Wert
- 75 uns sehr viel Außerordentliches erzählen.  
Mich verwundert es, dass die Menschen  
nicht alle gemeinsam beklagen,  
dass Gott es jemals zuließ,  
dass der Urheber alles Edelmutts
- 80 uns so genommen wurde  
und nicht ewig leben sollte.  
Die meisten Menschen aber ertragen das,  
als ob er nicht wäre, was er ist.  
Wie konnten sie ihm in den Werken
- 85 zustimmen, wo sie doch seinen Namen  
meiden? Ich glaube, Sie würden  
ihn beschämen oder noch Schlimmeres antun.  
Deshalb könnte keiner von ihnen sein Ansehen  
heutzutage vorweisen.
- 90 Deshalb ist er wohl zu betrauern.  
Wohin König Artus auch zog,  
so stand dort sein Wohnsitz  
mit aller Art Ausstattung –  
Mägden und Knechten
- 95 in ihren Gewohnheiten –,  
als ob er in einer Stadt wäre,  
sogar ohne die, die er eigens dorthin befahl,  
und ohne Besucher des Hofes.  
Weil er die Menschen liebte,
- 100 suchten sie ihn umso häufiger auf.  
Dasselbe lässt sich heutzutage  
bei einem freigebigen Menschen wahrnehmen,  
der niemandem etwas abschlagen kann  
und deshalb bekannt wird.
- 105 Der gerne gibt, findet viele,  
die die Gabe nehmen,  
wenn sie von seiner Absicht hören.  
Das alles geschieht noch heutzutage oft.  
Eine andere Gewohnheit hatte der König:
- 110 Sobald er festgelegt hatte,  
wo ein Fest stattfinden sollte,

Zehant gepot man Vieren,  
 die si mit kroieren  
 solten künden in die lant.  
 115 der site was so erkant,  
 wo die potschaft ward vernomen,  
 die müsten alle darkomen  
 mit Ir Freundinen.  
 wo man des ward innen,  
 120 daz Si sich wolten entslagen,  
 da müessen Si beclagen  
 vil teure darnach,  
 Wann In die puesse geschach  
 von Im darumbe leiden,  
 125 daz sis vermeiden  
 Zu einem andern male kunden.  
 so stuend es umb die kunden.  
**K**ünig Artus, von dem ich sage,  
 der het an dem Phingstage  
 130 gepoten ein hochzeit,  
 daz Ee noch seit  
 nie kain grössere ward gesehen,  
 als ich fürware hor jehen  
 der abenteure zal,  
 135 wann Er si úberal  
 in die land verkünden hiess.  
 die künigin auch nit liess,  
 Si hiess si kunden anderswa.  
 also ward Si hie und da  
 140 mit vleisse hart wol gepoten.  
 das warben so Ir baidere poten,  
 daz Si des waren ungeschant,  
 wann Si bekant und unbekant  
 prachten dar mit grosser kraft.  
 145 Frauen und Ritterschaft  
 mocht man da sehen wúnder.  
 kunder und unkúnder,  
 die alle waren kumen dar  
 nach gewonhait site, sam alle Jar,  
 150 zu der Edlen massenie  
 kam jeglichs an müe.

- befahl man vier Boten,  
 dieses in den Ländern  
 mit lautem Schall zu verbreiten.
- 115 Die Gewohnheit war weithin bekannt.  
 Alle, die die Botschaft vernahmen,  
 mussten mit ihren Gefährtinnen  
 dorthin kommen.  
 Wenn man es gewahr wurde,
- 120 dass sie der Einladung nicht Folge leisten wollten,  
 kam ihnen das anschließend  
 sehr teuer zu stehen,  
 denn er legte ihnen die  
 leidvolle Strafe auf,
- 125 es beim nächsten Mal  
 zu unterlassen.  
 So erging es den Landsleuten.  
 König Artus, von dem ich erzähle,  
 hatte zu Pfingsten
- 130 ein solches Fest veranstaltet,  
 dass weder früher noch später  
 jemals ein größeres zu sehen war,  
 wie ich es in der Tat  
 Abenteuererzählungen entnehmen kann,
- 135 denn er befahl, es überall  
 in den Ländern anzukündigen.  
 Auch die Königin unterließ es nicht,  
 es andernorts bekannt zu machen.  
 Folglich wurde es überall
- 140 mit großem Nachdruck ausgerufen.  
 Die Boten der beiden  
 warben erfolgreich,  
 denn sie brachten eine Vielzahl  
 bekannter und unbekannter Menschen dorthin.
- 145 Eine unglaubliche Menge an Edeldamen  
 und Rittern ließ sich dort sehen.  
 Bekannte und Unbekannte  
 waren alle wie in jedem Jahr  
 nach der Macht der Gewohnheit dorthin gekommen;
- 150 zu der edlen Hofgesellschaft  
 gelangte jeder ohne Mühe.

- Des** dauchte under den ein zage,  
 da si an dem Sambstage  
 alle versamlet waren.  
 155 Wie kunde da geparen  
 ein böser under der tugende schar?  
 er mús werden schamfar.  
 auch was der frauen da so vil,  
 daz ich die zal daran hil;  
 160 hie kunden si alle nicht getzeln.  
 man möchte úbel auserwelen  
 die bösen under In.  
 Nu gie die künigin,  
 der tugent ein voller nam,  
 165 die sich davon nie genam,  
 was schönen frauen tochte;  
 Si kúnde noch mochte  
 sich davon belaiten,  
 Si hiess Ir beraiten | XXVIIvb  
 170 klaider und klainat nach Irem site:  
 da emphieng si Frauen mite.  
 der bereite man vil beider  
 in maniger weis klaider  
 von púnt und von gra.  
 175 dhaine was so arm da,  
 man klaidet si, wie Si wolte.  
 darnach trúg man von golde  
 lauter geprant und rot  
 vil manig gút klainot:  
 180 Vingerlin, háftl und riemen.  
 Ich wáne wol, daz jeman  
 Ir je sovil gesahe,  
 so reiche und so wahe,  
 da si Si mit emphie.  
 185 dise Cleinete müsten si,  
 was si der wolten, nemen  
 darnach, und si Ir kunden gezämen.  
**Artus**, der Eeren stam,  
 der hiess den Rittern sam  
 190 gewaffen geben und klaid,  
 ross bedeckt und berait  
 ze turnei und ze Joste,  
 als es In nicht enkoste,

- Deshalb schmuggelte sich ein Unwürdiger in die Hofgesellschaft hinein,  
als sie alle an dem Pfingstsamstag  
versammelt waren.
- 155 Wie könnte sich ein Böser  
in dieser ehrenwerten Gesellschaft benehmen?  
Er muss doch schamrot werden.  
Auch gab es da so viele Edeldamen  
dass ich deren Zahl nicht nennen kann:
- 160 dort konnte sie keiner zählen.  
Man könnte nicht wirklich  
die Bösen unter ihnen ausmachen.  
Nun kam die Königin,  
edel bis ins Mark,
- 165 die sich nie von dem abwendete,  
was schönen Damen gefiel;  
sie konnte nicht noch wollte  
sie sich damit ausstatten,  
wenn nicht zugleich Kleider und Schmuck
- 170 nach ihrem Geschmack zurecht gelegt wurden,  
mit denen sie die Damen empfangen konnte.  
Man legte für sie  
vielerlei bunte und  
graue Kleider zurecht.
- 175 Egal wie arm eine Frau war:  
Man kleidete sie nach ihren Wünschen ein.  
Danach trug man sehr viele  
kostbare Schmuckstücke aus  
rein gebranntem und rotem Gold herbei:
- 180 Ringe, Broschen und Armreife.  
Ich glaube, dass niemand  
jemals zuvor so viele  
wert- und kunstvolle gesehen hat,  
womit sie die Edeldamen empfing.
- 185 Was sie an Schmuckstücken haben wollten,  
mussten sie nehmen,  
wenn sie zu ihnen passten.  
Artus, der Vater der Ehre,  
befahl ebenso, den Rittern
- 190 Waffen und Kleider zu geben,  
gesattelte und ausgerüstete Streitrösser  
für das Turnier und die Tjost,  
damit es weder den Reichen

bede reich und arm,  
 195 Er lies sich nicht erparmen:  
 man gab Ine Ross und klaider.  
 der arme was da nicht laider  
 ze nemen weder der reiche.  
 man gab In allen geleihe  
 200 nach preise und nach rúme.  
 es ward nie grosser reichtúme  
 zu einer hochzeit vertan.  
 des sol Er wol genade han.  
 Er tet es nicht verporgen:  
 205 mer was sein sorgen,  
 daz sein ze lútzel wære,  
 darumb was sein schwäre.  
**Artus und Ginive,**  
 als ich han gesagt ee,  
 210 die waren voller wirte.  
 daran si nicht Irte,  
 wo es Im halben stúnd,  
 Wann es manig tausent phúndt  
 koste zum ringesten  
 215 an dem tage zu phingsten.  
 da was komen die zeit,  
 als der hof was geleit,  
 daz si gesament waren dar.  
 da mocht ein zage nemen war  
 220 und sehen bilde.  
 und war er ab Ir wilde,  
 der tugent, gewesen Eer,  
 Er mochte komen ze beker,  
 ob es solte werden,  
 225 das tugent untugent bekerten,  
 des lútzel jeman geschicht,  
 es geschehe von geschicht.  
 Si sint also geschaiden,  
 daz under In baiden  
 230 kain ainúng werden mag.  
 daz disem zimpt, das ist jenen ungemach,

- noch den Armen etwas kostete.
- 195 Er ließ sich nicht davon abbringen:  
 Man gab ihnen Streitrösser und Kleider.  
 Dem Armen war es da nicht  
 unangenehmer zu nehmen als dem Reichen.  
 Man gab ihnen allen gleichermaßen
- 200 nach Ruhm und Wert.  
 Es wurde nie ein größeres Vermögen  
 bei einem Fest ausgegeben.  
 Dafür muss man ihm danken.  
 Er machte es nicht heimlich.
- 205 Er sorgte sich vielmehr darum,  
 dass es zu wenig sein könnte:  
 darunter litt er.  
 Wie ich bereits gesagt habe:  
 Artus und Ginover
- 210 waren vollendete Gastgeber.  
 Es machte ihnen nichts aus –  
 stand es an ihnen, das Fest auszurichten –,  
 wenn es mindestens  
 viele 1000 Pfund
- 215 zu Pfingsten kostete.  
 Als der Hof sein Lager aufschlug,  
 war es so weit,  
 dass sie sich alle dort versammelten.  
 Da konnte ein Unwürdiger
- 220 Vorbilder wahrnehmen;  
 und hätte er aber zuvor  
 kein edles Wesen besessen,  
 könnte er ein Anderer werden,  
 wenn es so sein sollte,
- 225 dass die Edlen die Unedlen bekehren können,  
 was jedoch äußerst selten geschieht,  
 es sei denn zufällig.  
 Sie sind so verschieden,  
 dass es zwischen ihnen beiden
- 230 nichts Verbindendes geben kann.  
 Was diesem gefällt, finden jene schrecklich,

daz disem niene wirret,  
 damit ist jener verirret.  
**Chäi** des gúte pilde geit,  
 235 der seines alters zeit  
 vertet under diser schar,  
 was im bekerunge bar.  
 sein tugent was doch kleine,  
 wann Er je mit meine  
 240 was also geflissen,  
 daz sein ungewissen  
 der hof aller forchte.  
 Er was also geworchte,  
 daz an Im schein  
 245 untugent und mein,  
 der tugende flüst,  
 spot und haimküst,  
 des het er genüg,  
 das – als in des übertrüg,  
 250 daz Er in dem hofe beleib –  
 der tugende schat in vertreib  
 von Ir heimeliche.  
 wie her und wie reiche  
 Er ware darundter,  
 255 doch het er besonder  
 einen tisch, da er sass:  
 Ze der Taveln er nicht ass.  
 als nu Zu dem hofe schein,  
 alles dingles was er ein;                   XXVIIvc  
 260 sam was Er der site,  
 Er was nit geklaidet mite  
 hochlich an der fúr.  
 von porten ein schnúr  
 lies er nider hangen,  
 265 das het sein har befangen,  
 zu einem zopfe geflochten.  
 dabei In wol mochten  
 die frömbden bekennen.  
 wer In horte nennen,  
 270 der erkom von der sunder scham.

was diesen nicht beunruhigt,  
das verstört jenen.  
Kay, der sein ganzes Leben  
235 in dieser Gesellschaft zugebracht hatte,  
ist dafür ein gutes Beispiel,  
war ihm doch jeder Wandel zum Besseren fremd.  
Sein Edelmut war schwach ausgebildet,  
denn er beging stets  
240 kleine Bössigkeiten,  
sodass der ganze Hof  
seine Gewissenlosigkeit fürchtete.  
Er war so gestrickt,  
dass sein unedles Wesen und seine Falschheit  
245 an ihm erkennbar waren;  
ihn zeichneten  
die Verachtung des Edelmut's,  
Spott und Heimtücke aus,  
sodass – als ihm das eintrug,  
250 am Hof bleiben zu können –  
die ehrenwerte Gesellschaft ihn  
aus ihrer Geselligkeit ausschloss.  
Wie vornehm und mächtig  
er auch war,  
255 musste er dennoch an einem Tisch sitzen,  
der abseits stand:  
an der gemeinsamen Tafel aß er nicht.  
In allen Angelegenheiten  
war er am Hof ein Außenseiter:  
260 So zog er sich nicht  
seine besten Kleider im Gefolge an,  
wie man es für gewöhnlich tat.  
Mit einer Schnur aus Bändern,  
die ihm vom Kopf hing,  
265 bändigte er seine Haare,  
die er zu einem Zopf geflochten hatte.  
Daran konnten ihn die Fremden  
gut erkennen.  
Wer seinen Namen hörte,  
270 wurde von einer unvergleichlichen Scham gepackt.

Si fluhen alle seinen nam,  
 Wann der manigem laide sprach,  
 wenn Er den recht ersach,  
 der erkom vil harte.  
 275 es entwichen seinem warte  
 alte und junge,  
 seiner aitermailigen zunge  
 getorste niemand genahen,  
 so Si In aller verriste sahen,  
 280 da entwichen si im alle,  
 wann seines hertzen galle  
 kunde mit rede wol vergeben.  
 also stuend je sein leben.  
**Nu** waren si ensambt,  
 285 als es taugt Ritterambt,  
 die kurtzweile begünden;  
 des phlagen si zu allen stúnden.  
 einander si schúnden,  
 so si best kúnden,  
 290 daz si des phlagen,  
 daz si icht erlagen.  
 Si begunden etwas,  
 davon Ir mút gefreut was:  
 darnach Si alle rúngen.  
 295 dise liefen, jene sprúngen,  
 dise zuelaufens, jene von stete,  
 so spilten die auf dem prete,  
 Vale und Alt, wurfzabels,  
 dise lagen auf dem Schachzagels,  
 300 Jene tailten Ir spil an den val,  
 so schlúgen dise den pal,  
 die liefen die pare,  
 hie mit gahe, dort mit harre,  
 so schussen jene zu dem zile.  
 305 man tailte hie einander spile,  
 da schussen Si den schaft,  
 so redeten dise von Ritterschaft,  
 die andern von den frauen,  
 Jene, wie Ir Schilde waren verhauen,

Sie mieden alle seinen Namen,  
 denn dieser betrübte sie;  
 wer ihn leibhaftig sah,  
 erschrak fürchterlich.  
 275 Aus seiner Gesellschaft flohen  
 die Alten und die Jungen;  
 niemand traute sich,  
 seinem eiterbefleckten Mund nahezukommen;  
 wenn sie ihn in weiter Ferne sahen,  
 280 strebten sie in eine andere Richtung,  
 denn die Bosheit seines Herzens  
 konnte mit Worten völlig vergiften.  
 So war es schon immer mit ihm.  
 Wie es für Ritter üblich ist,  
 285 versammelten sie sich,  
 um Spaß miteinander zu haben;  
 das machten sie ständig.  
 Sie quälten sich,  
 wo es nur ging,  
 290 aber nur so,  
 dass keiner dadurch zu Tode kam.  
 Sie machten,  
 was ihnen große Freude bereitete:  
 danach rangen sie alle miteinander,  
 295 diese machten einen Wettlauf, jene Weitsprung,  
 diese übten sich im Hinlaufen, jene im Weglaufen,  
 andere – die Alten und die Greisen –  
 machten Brett- und Würfelspiele,  
 diese spielten Schach,  
 300 jene begannen ihr Spiel mit dem Würfelbecher,  
 so spielten diese Schlagball,  
 die machten Hürdenlauf,  
 hier mit Schnelligkeit, dort mit Hindernissen,  
 wieder andere übten sich im Bogenschießen.  
 305 Man spielte hier miteinander:  
 da übten sie sich in Speerwurf,  
 so erzählten diese vom Rittertum,  
 die anderen von Edeldamen,  
 jene, wie ihre Schilde zerschlagen wurden,

- 310 Nu von tumbhait, Nu von sinnen,  
 hie von kündikait, da von minnen,  
 von der welt in maniger weise,  
 die von weibes lones, jene von preise,  
 die andern von der liechten zeit,
- 315 dise sungen widerstreit,  
 die andern wurfen den stain.  
 sünst was Ir dhain,  
 Er het sein spil getzaiget,  
 und die Sünne was genaiget.
- 320 Des morgens frú waren bereit  
 die knaben nach gewonhait,  
 die Vier horn pliesen.  
 dabei man solte kieser  
 und zu einem zaichen verstan,
- 325 daz Si zu dem munster solten gan.  
 der künig und die kunigin,  
 die frauen und die Ritter nach In  
 und die massenie gar  
 zu dem múnster in einer schar,
- 330 liecht und wol geklait,  
 als Si davor sint gesait.  
 da was manig unmút gefreut,  
 do dise strasse also was gestreut.  
**Gros** was der Ritter schauen
- 335 an den gemaiten frauen,  
 gros was Ir loben und Ir preisen,  
 nu die tumben, nu die weisen,  
 nu die gehebede, nu die genge,  
 nu die kúrtze, nu die lenge,
- 340 nu von Ir tugent, nu von Ir stäte,  
 was | die liesse, was die tâte,      XXIXra  
 Nu von der schöne, nu von der geschicht,  
 der aine fraget, der ander spricht,  
 der sprach sein lieb, jener spehet,
- 345 ein ander sprach dabei: „nu sehet  
 dort lachende augen und gra,  
 dise hie braune augenpra.“  
 so preiset der an frauen die site,

- 310 dann von Narreteien, dann von Erkenntnissen,  
hier von List, da von Liebe,  
in vielfältiger Art von weltlichen Freuden:  
die vom Lohn der Frauen, jene vom Ruhm,  
die andern vom Frühling,
- 315 diese führten einen Sängerwettstreit,  
die anderen übten Steinweitwurf.  
Es gab dort keinen,  
der nicht gespielt hätte,  
bis die Sonne unterging.
- 320 Am frühen Morgen  
waren vier Knappen wie üblich bereit,  
die Signalhörner zu blasen.  
Das sollten alle hören  
und als Aufforderung verstehen,
- 325 in das Münster zu gehen.  
Der König und die Königin,  
nach ihnen die Edeldamen und die Ritter  
sowie die ganze Gesellschaft  
gingen in einer Gruppe zum Münster,
- 330 leuchtend und prachtvoll bekleidet,  
wie ich es bereits erwähnt habe.  
Da wurde manch ein Nörgler erfreut,  
als die Straße so geschmückt war.  
Mit großem Interesse schauten die Ritter
- 335 die schönen Edeldamen an;  
sie lobten und priesen sie mit großen Worten,  
da die Dummen, da die Klugen,  
da die Makellosen, da die Gewöhnlichen,  
da die Kleinen, da die Großen,
- 340 da von ihrer Vollkommenheit, da von ihrer Treue,  
was diese nicht macht, was diese tut,  
da von der Schönheit, da vom Wesen,  
der eine fragt, der andere antwortet,  
der sprach über seine Liebe, jener guckte nur,
- 345 ein weiterer sagte: „Schaut nur!  
Die dort hat lachende graue Augen,  
jene da braune Augenbrauen!“  
So rühmte dieser jenes Verhalten der Edeldamen,

der die ander, der die dritte,  
 350 der den hals, der die hende,  
 nu den münd, nu das gepende,  
 nu der leib, süesse und klar,  
 nu gleich golde ein har,  
 nu von den frauen, nu von den maiden,  
 355 die mit lob von diser schaiden,  
 nu die gapärde, nu den leib.  
 „ditz ist das schöneste weib“,  
 sprach ein ander, so sties der den:  
 „nicht“, sprach der, „sechst die jene?  
 360 die ist die schönest under In.“  
 „Nain, dich treuget dein sin!  
 sihest du jene in dem Samit?“  
 hie verendet sich der strit,  
 úntz si komen damit  
 365 an daz munster, da churie  
 der Ertzbischof sang,  
 einen gotlichen anfang,  
 der was geordnet mit gesange  
 in dem kreutzgange.  
 370 Do das was gelaiste,  
 daz von dem heiligen gaiste  
 Fron Ambt ward an gehalten,  
 die kamerer reichlich gaben  
 zu opher, wers wolte,  
 375 ein untze von golte,  
 die Milkem ist genant,  
 in einem kopfe, den an der hant  
 trúg Ir jetzlicher.  
 Es ward nie opher reicher,  
 380 wann es was so reich und so gros,  
 daz es den bischof verdros  
 und sein nicht erleiden macht.  
 da hiess ers setzen unbedacht  
 Zu des Altars seiten,  
 385 daz si des opfers mochten erpeiten,  
 beide alte und junge.

dieser ein anderes, dieser ein drittes,  
350 dieser den Hals, dieser die Hände,  
da den Mund, da den Kopfschmuck,  
da den zierlichen und schönen Körper,  
da das Haar wie Gold,  
da die Damen, da die Jungfrauen,  
355 die sich lobenswert von den Damen abheben,  
da das Benehmen, da die Figur.  
„Diese ist die Schönste“,  
sagte einer und provozierte den Nächsten:  
„Keineswegs“, sagte der, „siehst du nicht diese?“  
360 Die ist die Schönste von allen.“  
„Nein, deine Sinne sind benebelt!  
Siehst du nicht jene im Samtkleid?“  
So verläuft der Streit,  
bis sie alle  
365 zum Münster gelangen, wo  
der Erzbischof das Kyrie sang,  
ein göttlicher Anfang,  
der mit Gesang im Kreuzgang  
platziert war.  
370 Nachdem das Hochamt  
vom Heiligen Geist  
gefeiert worden war,  
brachten die Kämmerer reichlich  
Opfer dar: wer wollte,  
375 eine Unze Gold,  
die Milkem genannt wird,  
in einem Becher, den jeder von ihnen  
in den Händen trug.  
Es gab nie ein größeres Opfer,  
380 denn es war so wertvoll und groß,  
dass es den Bischof schwer zu schaffen machte,  
der es nicht ertragen konnte.  
Da befahl er, die Opfergabe offen  
zu den Seiten des Altars zu platzieren,  
385 sodass alle  
sie dort ablegen konnten.

da griffe der Bischof zu der wandlunge  
 den heiligen leichnamen.  
 da si die messe vernamen  
 390 und sich entwaffent der Bischof,  
 da belait Er wider ze hof  
 vol Siboroi in eilin.  
 Im gieng nach die künigin  
 und mit Ir die frauen all.  
 395 Anderhalb in den Sal  
 künig Artus gieng nach gewontem site  
 und das gesinde damite.  
**Der künig vaste so lang nach abenteure,**  
 untz daz die essen bei dem feure  
 400 jetzo verdurben.  
 die kuchen maister wurben,  
 daz man sasse zum essen.  
 Artus wolte nicht vergessen,  
 untz er abenteure pite.  
 405 Ine daucht es noch unzeite,  
 daz Er dannoch ässe  
 oder daz niemand sässe,  
 wie lang es wäre gar,  
 durch daz Er abenteure empar.  
 410 des verdros die ritter alle,  
 also noch in sölhem schalle  
 villeichte mag geschehen.  
 die Ritter giengen sehen  
 alle an die warte.  
 415 Si erpiten vil harte  
 und mainten es da mit nahen,  
 ob si jemand sahen,  
 der unkunder märe  
 vollaist wäre.  
 420 **Do** Ir dhainer niemand sach,  
 Gawein zu zwaian sprach:  
 „warumb isset der künig nicht?  
 wann solt uns herkomen icht,  
 das wäre so zehant hie.“  
 425 Chai zu | dem künig gie XXIXrb  
 Und sprach: „Herre, was sol das,  
 daz dise Ritter unas  
 sitzent also lange?

- Der Bischof führte  
 das Sakrament der Wandlung aus.  
 Nachdem die Messe gelesen war  
 390 und der Bischof seine Soutane abgelegt hatte,  
 führte er das volle ciborium in Eile  
 zum Hof.  
 Ihm folgte die Königin  
 mit all ihren Hofdamen.  
 395 Wie es seine Gewohnheit war,  
 ging König Artus auf die eine Seite des Saals,  
 begleitet von seinem Gefolge.  
 Der König hungerte so lange nach Abenteuern,  
 bis die Mahlzeiten auf den Herdfeuern  
 400 allesamt anzubrennen drohten.  
 Die Köche forderten alle auf,  
 sich zum Essen an die Tische zu setzen.  
 Doch Artus wollte es nicht lassen,  
 auf ein Abenteuer zu warten.  
 405 Er fand, dass es noch nicht an der Zeit wäre  
 zu essen  
 oder zu sitzen,  
 egal wie lang es noch dauern würde,  
 weil er ein Abenteuer vermisste.  
 410 Das missfiel allen Rittern.  
 Wie es vielleicht auch noch heutzutage  
 geräuschvoll geschehen kann,  
 liefen die Ritter alle zum Ausguck,  
 um ins Land hinaus zu sehen.  
 415 Sie warteten ungeduldig  
 und hofften darauf,  
 jemanden näher kommen zu sehen,  
 der ein Überbringer  
 unbekannter Neuigkeiten wäre.  
 420 Als keiner von ihnen einen solchen Beistand entdeckte,  
 sagte Gawain zu zwei anderen:  
 „Warum isst der König nicht?  
 Sollte uns etwas erreicht haben,  
 wäre es schon längst hier.“  
 425 Kay ging zum König  
 und sagte: „Herr, was soll das?  
 Warum müssen diese Ritter  
 so lange hungrig herumsitzen?

Ich wáne, si belange  
 430 und es úbel verfahren.  
 nu ist vil nahen  
 Mitter tag vergan  
 und hant die Ritter sich zelan;  
 seumelichen wellen reiten von hin.  
 435 auch zúrnet die kúnigin.  
 Wellt Ir essen, sein ist zeit.  
 An Gawein ist solher streit  
 daz er dienet untz ze nacht.“  
 „Hei Chai, wie unsanft du macht“,  
 440 sprach der kúnig, „erpeiten.  
 also túst du zu allen zeiten:  
 dich múet, daz du peiten múst.  
 du túst mir, sam du túst  
 aller der welt. nu wisse,  
 445 daz Ich bei disem tage nicht isse  
 noch trinckens bekor,  
 Ich han nach gewontem site vor  
 etlich abenteure.“  
 under die durch ein gemeure  
 450 Rait ein knab die strasse.  
 wann dann die rechten masse  
 von erste wáren ein,  
 Mein herre Gawein,  
 der rúeft den Rittern zú:  
 455 „gehabt euch wol, man isset nú,  
 wann Ich sihe her eilen  
 vil vaste underweilen  
 einen knaben in der gepáre,  
 als es gern hie wáre,  
 460 die strasse, die In zu der porten tragt,  
 der uns neue máre sagt.“  
**D**ise red traib sich also verre,  
 úntz daz der Júnckherre  
 kam in den hof geriten.  
 465 nú was komen, des Si piten.  
 genúg im entgegen giengen,  
 die im das ross emphiengen.

- Ich glaube, es bekümmert sie  
 430 und sie rechnen es Euch schlecht an.  
 Nun ist der Mittag  
 beinahe schon vorüber  
 und die Ritter haben sich zerstreut;  
 viele wollen fortreiten.
- 435 Auch die Königin ist erbost.  
 Wollt Ihr essen, dann ist jetzt Zeit.  
 Allein Gawain würde bis  
 in die tiefste Nacht hinein ausharren.“  
 „Ho Kai, wie schlecht du abwarten
- 440 kannst“, sagte der König.  
 „So ist es immer mit dir:  
 Du kannst einfach nicht abwarten.  
 Du bist zu mir wie zu  
 allen anderen. Sei gewiss:
- 445 Ich werde heute weder essen  
 noch trinken,  
 wenn ich nicht – wie es meine Gewohnheit ist –  
 viele Abenteuer zu sehen bekomme.“  
 Währenddessen kam ein Knappe
- 450 die Straße entlang durch das Burgtor geritten.  
 Weil zum ersten Mal die Bedingungen  
 hätten erfüllt sein können,  
 rief mein Herr Gawain  
 den Rittern zu:
- 455 „Freut euch, jetzt gibt's gleich Essen,  
 denn ich sehe gerade eben  
 einen Knappen auf der Straße herbeieilen,  
 die ihn zur Pforte führt.  
 Er schaut so aus,
- 460 wie wir es erhofft haben,  
 und wird uns die ersehnten Neuigkeiten bringen.“  
 Diese Nachricht verbreitete sich,  
 bis der edle Knappe  
 auf den Hof geritten kam.
- 465 Nun war erschienen, worauf sie gewartet hatten.  
 Viele gingen ihm entgegen,  
 um ihm das Pferd abzunehmen.

da Er darvon erpeiszte,  
 da was Es sere geschweiszte;  
 470 er het es verre gestrichen.  
 des waren im entwichen  
 die praten von den gofen.  
 das sach man und was offen.  
 auch mocht man In wol preisen  
 475 als den, der sich beweisen  
 kan an allen dingen wol,  
 was zu tugenden getzeigen sol,  
 sovil als jeman bedarf.  
 seinen mantel Er auf das Ross warf.  
 480 **Do** Er des Mantels stúnd súnder,  
 da mochte man wunder  
 kiesen an gehebede.  
 Ich wáne, daz icht lebte,  
 daz im wäre geleich  
 485 an geschicht und an wackerleich.  
 er was schöne und lang,  
 damiten dem und kranck,  
 anders gros und starch.  
 was das gewant innen barch,  
 490 das leuchte und schain,  
 sein fel liecht und klain,  
 wolgestalt nasen, augen gra,  
 wol geschicht anderswa,  
 gewissen, karg und erforchte,  
 495 so daz die nature nie geworchte  
 vleissiklicher an einem man,  
 dann si an In hette getan.  
**Güter** rede het Er genúg,  
 darzú allen den gefueg,  
 500 der rechter gewissenhait zimpt.  
 der sich das alles annimpt,  
 der ist allenthalben wert,  
 hat er dartzú der sölden schwert,  
 als diser knabe si nie verlie.  
 505 Er sprach gewissenliche:  
 „got, der gnadenriche,  
 der da die welt geschaffen hat,  
 an dem unser leben stat  
 und leben in seiner magencraft,